XIII. Jahrg. Berlin, den 11. März 1905. Nr. 24.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Ruß	393
Allgemeine und Einzelforschung. Von Kurt Breysig	409
Die Geschwister. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm	419
Selbstanzeigen. Von Haeberlin, Kloß, Schmitz, Kirschfeld	421
Getreidehandel. Von Pluto	424
Drei Briefe	428

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1905.

WEINSTUBEN
IN GEDIEGENSTER DEUTSCHER KUNST!
HAUS TRARBACH
DIE EDELSTEN WEINE
DIE SORGSAMSTE KÜCHE!
BERLIN.W.BEHRENSTR.47.

Brockhaus
Konversations-Lexikon
Neueste revidierte Jubiläums-Ausgabe liefern wir komplett in 17 starken Halblederbänden unter Bedingungen, welche eine kaum fühlbare Anschaffungsweise bedeuten. Illustrierten Luxusprospekt No. 211L auf Verlangen gratis.
Bial & Freund, Breslau 2
Vertreter wollen sich melden

Aktuell!
Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig
Kaiser Otto III.
Drama von Paul Schmidt.
Lange vor dem **„Toten Löwen"** hat hier der Verfasser in dem **Sturze des Reichskanzlers Willigis von Mainz** einen welthistorischen Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler dramatisch gestaltet. In **Eckard von Meissen** wird man die Gestalt eines geliebten Sächsischen Königs erkennen. In einem Welt- und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die Tragödie des
Epigonentums
unserer Tage geschrieben.
Preis broschiert 2 Mark.

Harmoniums der Firma **Schiedmayer**-Pianofortefabrik Hoflieferant Sr. Majestät d. Kaisers und Königs. **Berlin, Bülowstrasse 46.** Anerkannt von den ersten Musik-Autoritäten. Zuverlässigste Haus- und Kirchenorgeln von M. 180 an. Man verlange den illustrierten Katalog gratis und franko.

Th. Linde.
Zahnziehen ohne Narkose!
Zähne ohne Platte. * *Porzellan-Plomben.*
Hervorragend hygienisch ausgestattet.
jetzt: **Leipzigerstr. 115|116** neben Weinrestaurant Traube.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10 sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. März 1905.

Ruß.

Zwischen Dänemark und England, nah bei der Doggerbank, wo Sir Hyde Parker, der Vater, einst den holländischen Admiral Zoutman schlug, hat das russische Ostseegeschwader auf die huller Fischerflotille geschossen, zwei Menschen getötet, ein paar andere leicht verwundet und beträchtlichen Materialschaden angerichtet. Das geschah in der einundzwanzigsten Oktobernacht des Jahres 1904. Morgens wurde die Welt durch ein wildes Gebrüll des britischen Löwen geweckt. Unerhörte Ruchlosigkeit; die Humanität ist, das Kulturempfinden der Menschheit geschändet. Gar so unerhört war die Sache leider nicht. In dem thörichten Krieg, der Spanien um seinen Seehandel und um die Herrschaft über die amerikanischen Kolonien brachte, wurde in einer Julinacht des Jahres 1801 eine franko-spanische Marinedivision durch ein listiges Manöver der Engländer so verwirrt und getäuscht, daß die Alliirten, auf dem Wege nach Kadix, einander für Feinde hielten und wüthend beschossen; zwei spanische Schiffe kämpften im Dunkel so lange und so hitzig gegen einander, daß beide in Brand geriethen und mit Mann und Maus untergingen. Während der Großen Manöver der französischen Flotte, die an Erfahrung und Disziplin der russischen doch weit überlegen ist, sind Kreuzer nachts oft für Avisos, Torpedoboote sogar für Panzer gehalten und armirte Handelsdampfer als Theile des feindlichen Geschwaders beschossen werden. Eine für Sekunden auch nur falsche Lichterstellung, ein plötzlich aufleuchtender Mondstrahl, ein rasch vorüberhuschender Nebelstreif, der die Konturen verwischt oder dicker erscheinen läßt, kann, bei der Kompliziertheit des Apparates, die ärgste Verwirrung stiften. Auch wir haben, zu Land und zur See, auf Wachtposten (Lück) und

Sportfesten (Kiel), schon merkwürdige Folgen militärischer Nervosität erlebt. Und ein Brite, der Kapitän des englischen Kanonenbootes „Leda", hat vor fünf Jahren ohne zwingenden Grund den französischen Lugger Étoile de Mer beschossen; dabei kam ein Matrose ums Leben. Thut nichts: der Leu brüllte. Alles, was unterm Union Jack erreichbar war, wurde eilig mobil gemacht. Krieg gegen Rußland? Sicher, wenn die Schuld nicht sofort gesühnt, der Admiral Roschdestwenskij nicht morgen schon der Kommandogewalt für immer entkleidet wird. Natürlich glaubte kein Mensch von Durchschnittsverstand, die huller Dummheit könne zum Krieg zwischen Britanien und Rußland führen; nur in den Zeitungen that man, als glaube mans, und schürte, leider auch in Deutschland, das Feuer der lieben Kanalvettern. Diese Moskowiter! Immer im Wodkataumel; meist schon vormittags, spätestens sicher abends sternhagelvoll. Die wüsten Kerle können einen englischen Fischdampfer nicht von einem japanischen Torpedoboot und den Himmel nicht von einem Dudelsack unterscheiden. Dampfen, ohne sich um die Geschädigten zu kümmern, nach dem Gemetzel ruhig weiter. Und Das läßt man durch die Weltmeere gondeln; statt den edlen Roschdestwenskij, diesen Saufaus und unfähigen Tropf, sammt seiner Bande ohne Federlese beim Kragen zu nehmen und seine Schiffe zu sistiren. Ueberall las mans; und keine Einrede wurde gehört. England ist Japan verbündet und hat die Ausreise des Ostseegeschwaders gewiß nicht gern gesehen. Japanische Seeoffiziere sollten in geheimer Mission nach Europa gereist sein. In Kronstadt schon war das Geschwader manchem unerklärlichen Mißgeschick ausgesetzt; noch jetzt weiß man nicht genau, wie der „Orel" zum Scheitern kam. Von allen Seiten waren die Russen vor Asiatentücke gewarnt worden. Ein Torpedoboot ist heute fast so leicht zu kaufen wie eine Yacht; und ein harmlos aussehender Kutter ist schnell armirt. An der englischen Nordseeküste oder im Aermelkanal konnte ein kleines Fahrzeug Minen legen; in einen Fischdampfer konnte ein Torpedolancirapparat eingebaut sein. Den japanischen Schlauköpfen, die das Kunststück vom neunten Februar 1904 geleistet haben, ist Alles zuzutrauen. Die stecken ihre Vorhut in russische Uniformen, vermummen sich als Mandschus und Tungusen, lassen durch Emissäre zum Strike hetzen und wissen auch auf dem Wasser höllisch Bescheid. Was gemacht werden kann, wird von ihnen gemacht; und ihr gutes Kriegsrecht ist, jede erreichbare List anzuwenden. Vor hundert Jahren, im Sommer 1805, gab Bonaparte den Plan, an Englands Küste zu landen, auf, weil eine dänische Brigg dem Admiral Villeneuve die (falsche) Nachricht gebracht hatte, Nelson sei mit einem großen Geschwader unterwegs, um die kombinirte Flotte aufzuhalten und den Pas de Calais zu schützen; der selbe Bonaparte, von dem das Wort stammt: A la

guerre il est sage de tout prévoir et de ne mépriser aucun adversaire. Und seitdem ist der Listenreichthum der politischen Strategie beträchtlich gewachsen. Heutzutage verkleidet man, schminkt man Schiffe wie Theaterstatisten; ein Mast wird aufgerichtet, ein Schornstein maskirt: und die Schiffssilhouette sieht ganz anders aus als vorher. Ein paar Pinselstriche: und die Schornsteine tragen das bekannte, Vertrauen erweckende Firmazeichen einer Handelsrhederei. Nun versetze man sich in den Seelenzustand eines mit ungeheurer Verantwortung belasteten Admirals, der, an gesperrten Häfen vorbei, durch den Machtbereich eines feindlichen Staates unerprobtes Material und Personal auf den Kriegsschauplatz führen soll. Er glaubt sich, um seine Armada vor Anschlägen zu bewahren, verpflichtet, jedes Fahrzeug, das ihm mit verdächtigen Bewegungen naht, sofort als Feind zu behandeln. Wer nie in Kriegszeit auf so schwierigem Posten stand, weiß nicht, wie leicht das Gefühl der Verantwortlichkeit da zu Mißgriffen führt; in jedem Krieg sind schon vom Wind gejagte Wolken als feindliche Kolonnen von den Vorposten beschossen worden. Das wurde nach der traurigen Oktobernacht hier gesagt; doch Niemand wollte sich zur Zubilligung mildernder Umstände bequemen. Nur trunkene Rowdies, denen das ABC der Marinetechnik fehlt, konnten thun, was Roschdestwenskij und seine Sippe gethan hatten. Und die Kulturmenschheit von diesem Gesindel zu befreien, war Britaniens sittliche Ehrenpflicht.

Fast fünf Monate sind seitdem vergangen. Noch immer wissen wir nicht, ob die Russen bei der Doggerbank wirklich bedroht waren. Wissen aber, daß sie, nach kurzem Aufenthalt in Vigo, ruhig weitergefahren sind; daß Roschdestwenskij das Kommando behalten und der britische Leu sich ungemein schnell beruhigt hat. Auch, daß Englands Flotte damals nicht gegen Rußland, sondern — wegen einer vielleicht nicht ganz vorsichtigen, vielleicht von der Hast der Verbreiter entstellten Aeußerung Wilhelms des Zweiten — gegen Deutschland mobil gemacht war. Der Fall wurde einem nach der Vorschrift der Haager Konvention bestellten Schiedsgericht unterbreitet, das in Paris, am Quai d'Orsay, recht lange bei der Beweisaufnahme verweilt und nun endlich den Spruch gefällt hat. Einen sehr diplomatischen Spruch. Der war zu erwarten; denn Aussage stand gegen Aussage, der Vorgang war im Gerichtssaal nicht zu rekonstruiren und über den Thatbestand deshalb nur zu sagen: Non liquet. Wichtig und neu war in der Beweisaufnahme nur, daß auch ein skandinavischer Lotse, also ein unbefangener Zeuge, behauptete, ein feindliches Torpedoboot gesehen zu haben. Festgestellt wurde, daß Roschdestwenskij durch Signal den Befehl gab, nicht etwa auf Fischerboote zu schießen. Ich will aus dem Schiedsspruch drei Stellen anführen; in der Sprache des Originals, damit die lehr-

reichen Sätze nicht vom Ueberſetzer gefärbt ſcheinen. Erſtens: Les commissaires se plaisent à reconnaître à l'unanimité que l'amiral Roschdestwenskij a fait personnellement tout ce qu'il pouvait, du commencement à la fin, pour empêcher que les chalutiers, reconnus comme tels, fussent l'objet du tir de l'escadre. Zweitens: Les commissaires proclament à l'unanimité qu'à la fin du tir il y avait assez d'incertitude sur le danger couru pour décider l'amiral à continuer son voyage immédiatement. Drittens: Les commissaires, en mettant fin à ce rapport, déclarent que les appréciations qui s'y trouvent formulées ne sont pas, dans leur esprit, de nature à jeter aucune déconsidération sur la valeur militaire ni sur les sentiments d'humanité de l'amiral Roschdestwenskij et du personnel de son escadre. Dieſen drei Hauptſätzen hat alſo auch der britiſche Admiral, der im Schiedsgericht ſaß, zugeſtimmt. Rußland bleibt natürlich der ſchuldige Theil und muß eine hohe Entſchädigungſumme zahlen. Englands Vertreter im Tribunal hat aber ſelbſt anerkannt, daß bei Hull ein ſchwer vermeidliches Unglück geſchehen, nicht ein ſchnödes Verbrechen begangen worden iſt; daß der traurige accident keinen Grund zum Zweifel an der ſittlichen und militäriſchen Tüchtigkeit der Ruſſen giebt; und daß an der Doggerbank die Folgen des Kriegsrechtes nicht ſchlimmer waren als vor Port Arthur, wo die Japaner, um vor verkapptem Angriff ſicher zu ſein, ohne lange Umſtände auf chineſiſche Dſchunken ſchoſſen und friedfertige Handelsleute töteten... Und nun ſuche, lieber Leſer, noch einmal die Blätter Deiner Zeitung vom Oktober und November des Jahres 1904 hervor und prüfe, nach dem Aſchermittwoch, in Ruhe, was da zu leſen war.

*

Nimm, weil Du gerade dabei biſt, gleich auch den nächſten Stoß mit in die Vorderſtube; von der vierten Woche des erſten Quartals an. Noch winkt der Verleger: „Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Roman auf Wunſch gratis und franko nachgeliefert.“ Und ſchon warnt Goethe: „Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht geleſen hat und man lieſt ſie alsdann zuſammen, ſo zeigt ſich erſt, wie viel Zeit man mit dieſen Papieren verdirbt.“ Der Fall Roſchdeſtwenſkij hats uns ſoeben gelehrt. Der Fall Gorkij ſoll es uns abermals lehren. Alexeij Maximowitſch Peſchkow, der ſich Maxim Gorkij, den bitteren Max, nennt, hat das ſüße Wohlgefühl, mit ſeinem Wort ins Weite zu wirken, früh kennen gelernt. Er iſt in die Mode gekommen; und wenn vor dem Beifall heulenden, Verſtändniß heuchelnden Troß manchmal ihn auch noch der Ekel übermannt: in hellen Stunden fühlt er das Behagen des Siegers und ſein Dichten, das die Gallenſäuren einſt dunkelgelb färbten,

strömt frei jetzt ins Sonnenland, wo frohe Hoffnungen reifen. Keine Utopia sieht er, nicht das Tausendjährige Reich milder Brüderlichkeit, das Tolstois ein Bischen kokette Inbrunst träumt. Der Brodjag, der Stromer, der auf der Walze Jahre lang durch den russischen Süden zog und in der Heimath Gogols und Shewtschenkos den Kleinrussen ähnlich wurde, der Proletarier, der als Schuster und Holzknecht, als Bäckerlehrling und Schiffskoch, als Bahnwärter und Aktenschreiber sein Leben fristete, kennt die Menschen, die Masse und ihre Psyche zu gut, als daß er so leicht sich in einen Chiliastenwahn verirren könnte wie ein müder, von Sutajews Predigt aus weltmännischer Genußsucht zu Heilandsglauben und Heilandshochmuth erweckter Graf. Nie wird der Wolf fromm neben dem Lämmlein grasen, nie der Kampf ums Dasein, das grausame Gesetz der Auslese die Menschheit in heiliger Ruhe lassen. Das weiß Gorkij; doch dem vom Erfolg früh Gekrönten schmeckt das Leben nicht mehr so bitter wie dem Landstreicher einst. Er läßt sich noch gern im Bauernhemd photographiren, sitzt aber, nicht immer mit der Leidensmiene, die er auf Rjepins Bild zeigt, in mancher Winternacht unter den Löwen der petersburger Salons. Viel ists ja nicht, was ein Dichter heute noch wirken kann. Unter Hundert, die ihm zujauchzen, treibt Neunzig der Sklaveninstinkt, der sie vor jeder Macht, jedem Erfolg auf die Knie drückt; und die Anderen wollen amusirt sein. Opfer will Keiner bringen, Keiner der Lehre das Leben anpassen. Mit dieser Erkenntniß muß auch der Poet sich abfinden. Ehrfurcht mag er die Menschen lehren, Ehrfurcht vor dem Menschlichen im elendesten Adamssohn; Selbstachtung und Respekt vor dem fremden Wesen des Nächsten. Mitleidig soll er sein und doch mit dem Untüchtigen nicht stets über die Stärke des Tüchtigen flennen. Nicht eine Moral predigen, die nicht Jedem taugt, sondern in Jedem die natürliche Lebenskraft sammeln und, als guter Gärtner, die Wurzeln dorrender Pflänzchen mit Wärme und Wasser versorgen. Und die Hauptsache: der Kundschaft bunte Geschichten erzählen; dann horchen die schwer Athmenden auf, die entschlummerte Phantasie wird befruchtet und erwachende Lebenslust scheucht den Trübsinn, des Elends impotenten Gevatter, in alle Winde. Ein solcher Dichter schreitet durch Gorkijs „Nachtasyl." Luka heißt er, nach dem Künstler-Evangelisten, der ein Arzt war, ein Fabulirer und Maler. Als Luka, mit Theekännchen und Wanderstab, aus dem Asyl weiter schreitet, ist in dem heimlosen Gesindel ein Willensrest erweckt und ein Lichtschein erhellt die Spelunke: die Erinnerung an einen Gütigen, der nicht Prediger noch Richter sein wollte, nach Schuld und Unschuld nicht fragte, Menschen menschlich sah und, wenns für seine Patienten gerade nützlich schien, das Blaue vom Himmel flunkerte. So möchte Gorkij selbst sein; er hat nicht vergessen, daß sein Kamerad Kono-

walow ihn einst bat: „Maxim, laß mich den Himmel sehen!“ Noch hat er ihn nicht entwölkt; auch in nie betretene Tiefen uns noch nicht geführt. Der Anblick seiner Menschheit packt uns nicht mit unbekannten Schauern und den Platz, auf den der Marktlärm der Mode den Sechsunddreißigjährigen weist, könnte nur stärkeres Vollbringen der Mannesjahre ihm sichern. Aber er ist ein ganz ungewöhnlich reiches Fabulirtalent und ein Psaligraph, der die Fülle der Gesichte mit gütigem Auge und flinkem Finger zu gestalten versteht. Schade, daß er so viel gelesen (sogar an Nietzsches Paradiesäpfeln genascht) hat und, wie die meisten Autodidakten, der Versuchung nicht widerstehen kann, die zerlumpten Kleider seiner Leute mit Putzaphorismen zu flicken. Unklug ists, ihn heute schon zu den großen Dichtern zu rechnen; neben den Landsleuten Gogol und Nekrassow, Dostojewskij und Tolstoi wirkt er einstweilen noch wie ein Knirps. Was er bietet, hat er von den Aelteren übernommen und in seines Wesens Art gezwungen, doch nicht selbst gefunden. Der Vicomte de Vogüé, der feinste Kritiker russischer Dichtung, liebt Gorkij sehr, weist ihm aber (in einem lesenswerthen Büchlein, das im Februar bei Plon erschien) neben Kipling und D'Annunzio den Platz an und sagt: Ses devanciers avaient doté leur pays d'un patrimoine d'idées et de sentiments sur lequel vivait la pensée russe: on voit bien par où Gorky l'entame, on ne voit pas ce qu'il y ajoute. Il doit monter plus haut, s'il veut recueillir l'héritage des grands aînés. Gogols „Mantel“ ist mehr werth als Alles, was Gorkij bisher geschrieben hat; und nur Leute, deren Lecture nicht übers Jahr 1890 zurückreicht, können den Mann aus Nishnij als einen König im Reich slavischer Poesie ausschreien, wo er bis heute doch nur ein reich begüterter Lehnsmann war. Einer, der die große Europäerglocke läuten hörte und, wie ein Britenschüler, von Evolution und Selektion spricht: unter der Tünche dennoch ein Russe; weich, ohne feste Willensrichtung, mitleidig, amoralisch, von hell aufflackerndem, doch rasch auch wieder verlöschendem Gefühl, dem nur Fanatismen zu längerem Leben hülfen. Und Luka ist ohne Fanatismus. Doch der nicht mehr allzu bittere Maxim liebt sein Volk und hat für Rußlands Jugend muthig die Stimme erhoben. Das war wie ein Wunder; steigt aus der Schneewüste eine Lerche singend zum Nachthimmel auf? Wird solcher Sänger überschätzt, dann soll man nicht schelten; nur leise daran erinnern, daß der Tapferkeit, nicht der Kunst hier der Lorber lohnt.

Tapferkeit, die sich durch die That noch niemals bewähren konnte, verdient nicht höheren Ruhm als Jungfräulichkeit, der kein Versucher je nahte. Die launische Autokratie, die dem alten Tolstoi eine Redefreiheit gewährt, wie sie in keinem Lande Europens auch nur vier Wochen lang denkbar wäre, ließ auch den jungen Gorkij ruhig seine Sturmvogellieder singen. Oft mußten wir,

im Genuß unserer für Rede und Schrift konstitutionell verbürgten Preußenfreiheit, ihn beneiden, oft wünschen, nur vierzehn, nur acht Tage lang unangefochten reden zu dürfen wie er. Ihm geschah nichts; trotzdem er längst begonnen hatte, mit den unruhigsten Köpfen zu äugen, und sein „Falke" schon himmelan gestiegen war. Nur die Unbequemlichkeit einer Haussuchung blieb ihm nicht erspart; alle Gerüchte, die meldeten, er sei verfolgt, eingekerkert, verbannt, nach Sibirien verschickt, waren falsch: sein Biograph Botsianowskij erzählt, daß der Dichter damals krank in seiner Vaterstadt Nishnij-Nowgorod lag und von der Behörde nicht behelligt wurde. Jetzt erst, in den letzten Januartagen, kam er in ernsten Konflikt. Der „Vorwärts" brachte in Riesenlettern die Nachricht, General Trepow sei entschlossen, Gorkij nebst vier anderen Häuptern der Intelligenz henken zu lassen. Warum? Ignoramus et ignorabimus. Als ob in Rußland nicht täglich Unschuldige gehenkt würden! Manchem fehlte dennoch der Glaube an die Botschaft. Trepow mag ein Alba sein: noch hat er, seit er als Diktator in Peters Stadt herrscht, kein Todesurtheil ausgesprochen, überhaupt noch nichts Drakonisches unternommen; und das moskauer Proletariat hatte mit dem Generalgouverneur in ganz angenehmem Verkehr gestanden. Doch eine revolutionäre Partei kämpft immer unter Kriegsrecht; und wer sich gewöhnt hat, ohne Sentimentalität Politik zu treiben, wird den Sozialdemokraten kaum die Erfindung und gewiß nicht die skrupellose Ausnutzung einer Schreckenskunde als Verbrechen ankreiden. Sie reden auch in der Heimath, wo es nicht so bequem und gefahrlos ist, manchmal recht laut, wollen die Rechtsordnung, die ihnen schändlich erscheint, stürzen und müssen zu diesem Zweck nützen, was der Augenblick bietet; à la guerre comme à la guerre. Die Bourgeoisie sollte anders handeln. Sie will die Ordnung erhalten sehen, schützt die Autorität, die ihr als Stahlplatte am Geldschrank dient, und findet durchaus angemessen und nöthig, daß im lieben Vaterlande das freie Wort hinter Eisengardinen gebüßt wird. Sie mußte, nach der Logik ihrer Kaste, sagen: Daß Gorkij, dessen „Nachtasyl" uns fast so begeisterte wie Kadelburgs „Familientag", eingesperrt ist, bedauern wir sehr; aber wir wissen nicht, was er gethan hat, nicht einmal, welchen Vergehens er beschuldigt ist, müssen also abwarten, bis wirs wissen; sicher scheint schon jetzt, daß er sich nicht wegen allzu freier Poetenrede, sondern wegen einer politischen Aktion zu verantworten hat; und war er in der Bewegung, die wir die russische Revolution nennen, dann ists nur natürlich, daß er vor den Richter gestellt wird; ohne zerschlagene Eier kein Eierkuchen, ohne Martyrien keine Revolution. So hätte nüchterne Vernunft geredet.

Wir hörten andere Töne. Ich weiß nicht, ob der mossische oder der vossische Chor begann; weiß nur, daß sie einander bald im Wehgeschrei eifernd

zu überbieten versuchten, und will nur citiren, was die im Verlag vossischer Erben erscheinende Königlich Privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen ihrer Bürgerkundschaft zu sagen hatte. Erster Artikel. Wird Gorkij wirklich von den Schergen des Diktators aufs Blutgerüst geschleppt? Schon der Gedanke packt jeden empfindenden Menschen mit Grausen. Doch was ist in Rußland unmöglich? Auch der Dichter Rylejew hat ja am Galgen geendet; sehr zu fürchten, daß es Gorkij eben so geht. Was der erste Nikolai that, kann auch der zweite thun. Von Rylejew wird nur erzählt, daß er einen Musenalmanach herausgegeben, vom ersten Nikolai Alexandrowitsch nur, daß er „durch ein furchtbares Blutbad in Petersburg seinen Willen durchgesetzt hatte." Also ein armer, argloser Poet, den (wahrscheinlich, weil er gegen das „Blutbad" seine Stimme erhob) ein Tyrann morden ließ. Wie war die Geschichte nun in der gemeinen Wirklichkeit? Im letzten Januarheft habe ich sie hier erzählt. Rylejew hatte sich dem Obersten Pestel, dem Fürsten Trubezkoi und anderen Granden und Offizieren verbündet, um bei der Maiparade den Zaren Alexander zu ermorden. Der starb, bevor der Plan Ereigniß werden konnte. Nun führten die Verschwörer die Garderegimenter gegen den neuen Kaiser, der zur Abdankung gezwungen und mit seiner ganzen Familie verbannt werden sollte. Nikolaus schickte zuerst den General Miloradowitsch, dann den Metropoliten mit der Popenschaft zu den auf dem Senatsplatz verschanzten Meuterern und ließ gegen ihre Barrikaden erst schweres Geschütz auffahren, als der greise General niedergeschossen, die Klerisei mit Musketenkugeln verjagt war. Das war das „Blutbad" vom sechsundzwanzigsten Dezember 1825. Und das Vergehen, das der Poet büßen mußte? Versuch, den Landesherrn zu töten; Aufreizung der Truppen zu dem Zweck, den Landesherrn (einen zweiten) gefangen zu nehmen, zur Regirung unfähig zu machen und die Verfassung des Reiches gewaltsam zu ändern; Theilnahme an und Führung in offenem Straßenkampf der Garde gegen den Kaiser; kaiserlicher Truppen in des Kaisers Residenz. Keins dieser Delikte wurde von dem stolzen Rylejew oder von einem anderen Dekabristen geleugnet; und jedes hätte auch das freiste Land mit dem Tode bestraft. Das ist der Fall Rylejew. So manuſtuprirt Tante Vossin die Weltgeschichte. Zweiter Artikel. Gorkij ist in Riga verhaftet worden, wo er „durch Herzensbande an eine der ersten Schauspielerinnen gefesselt wird." Dritter Artikel. Schon im vorigen Jahr war Gorkij „bei seiner Verhaftung in Nishnij-Nowgorod brutalen Mißhandlungen ausgesetzt" (er war weder verhaftet noch mißhandelt worden); „wer schützt ihn vor Drangsalen, wenn nicht die Stimme der Oeffentlichen Meinung in allen Kulturstaaten? Es ist Pflicht der gebildeten Welt, zu thun, was sie kann, um Gorkijs Leben zu schützen."

Vierter Artikel. „In Riga weiß Jeder, daß Gorkij sich von seiner Frau scheiden lassen will, um seine schwer erkrankt in einer Klinik liegende Freundin, eine bekannte Schauspielerin, zu heirathen; und gerade deshalb wirkt es besonders erbitternd, daß er durch die Gefangennahme verhindert wurde, ihr in der schweren Krankheit nah zu sein." Sehr nett, daß die sonst so ehrbare Tante einen Mann, der von Frau und Kindern zum Liebchen wegläuft (zu einem Liebchen, das er nicht einmal durch eine vossische Kuppelannonce kennen gelernt haben kann), so glimpflich behandelt; daß Herr Trepow aber erst feststellen soll, ob er den Danton der russischen Revolution nicht etwa beim Stelldichein stört, ist am Ende doch wohl zu viel verlangt. Ich will der Geduld des Lesers nicht längere Proben zumuthen; nur wiederholen: Während des ganzen Lärmens wußte kein Mensch, welchen Vergehens der Dichter eigentlich angeschuldigt war.

Das zu wissen, war immerhin wichtig. So dachte auch der Redakteur der Täglichen Rundschau und wandte sich mit der Bitte um Auskunft an die Russische Botschaft. Die Antwort lautete: „Alles, was über das dem Dichter drohende Schicksal gesagt wird, ist heller Unsinn. Ein von Sozialisten erfundenes Märchen. Gorkij hat einige Unbequemlichkeiten zu gewärtigen, über die er selbst sich nicht wundern wird. Im Uebrigen wird man sich freuen, wenn er nächstens wieder etwas recht Schönes veröffentlicht. Jeder Mensch mit normalen Rechtsbegriffen muß [illegible] als unsere." Diese amtliche Auskunft wurde schon am letzten Januartage gedruckt; von den Maßgebenden der Presse aber weislich verschwiegen. Die Sache war so schön im Gang und durfte durch eine unbequeme Wahrheit nicht gestört werden. Gorkij blieb also vom papiernen Galgen bedroht; und wuchs schnell ins Gigantenmaß. Schon lasen wir, er sei der größte Dichter, den „die Welt" heute besitzt (Ibsen und Tolstoi kommen gegen ihn offenbar nicht auf und von Björnson und Strindberg, Mistral und Kipling, Raabe und Heyse, von der Plejade unseres Bühnenhimmels, von den Talenten Liliencrons, Georges, Manns, Dehmels darf in solcher Nachbarschaft nicht die Rede sein). Schon hatten die Zeitungschreiber auch ein paar Notable zu ködern vermocht. Aufrufe wurden erlassen, Entrüstungmeetings geplant. Schwierig war einen Augenblick die Frage, ob man die mossische oder die vossische Proklamation unterzeichnen solle. Schwierig? Der Kluge unterschreibt beide und ist in der Jerusalemer- und in der Breitenstraße dann ein enormer Kerl. Daß Herr Sudermann, der das freie Wort mit grausamerer Härte unterdrückt als der Legendentrepow und der gegen den einst geliebten Kampfgenossen zweimal den Staatsanwalt angerufen hat, obenan war, braucht kaum erwähnt zu werden. Als Kuriosum aber, daß auch Herr von Wildenbruch mitdemonstrirte; dem sicher die buschige Wimper nicht zucken

würde, wenn ein deutscher Poet, unter dem Verdacht, die Bergarbeiter gegen Strikebrecher gehetzt zu haben, ins Gefängniß käme. Für die Freiheit zu zeugen und doch, weils tapfer gegen den fernen Zaren geht, kein Härchen auf seinem Haupt zu riskiren, ist gar zu schön. Und nie fehlts an Leuten, die ihren unbekannten oder längst verschollenen Namen mit Wonne unter alles für die Zeitung Bestimmte setzen. Also los ... Die abgegriffenste, fettigste Wortscheidemünze auf einen Haufen, das Dümmste, Banalste, was über den Dichter der entwurzelten Mushiks gesagt werden kann: und der Aufruf ist fertig: „Gorkijs Zukunft, vielleicht sogar sein Leben ist bedroht" (heller Unsinn). „Sein Schicksal kann Niemand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter der Menschheit am Herzen liegen" (wörtlich so gedruckt und von ernsthaften Gelehrten und begabten Literaten unterzeichnet). „Eindringlich müssen wir den petersburger Machthabern zurufen: Dieser Mann gehört nicht Euch; er gehört seinen hohen Aufgaben; er darf kein Opfer politischer Willkür werden!" Und darf, müßte man hinzusetzen, wenn er gegen die Regirung seines Landes konspirirt, für sein Thun nicht verantwortlich gemacht, sondern muß, in Anbetracht seiner hohen Aufgaben, unters Narrenprivilegium gestellt werden. Das wäre dann des Freiheitbarden höchste Lust. Der richtige, aufrichtige Schluß dieser hochtrabenden Knabenstümperei wäre gewesen: „Wir Alle, die wir nicht das Maul aufzuthun wagen, wenn bei uns ein Schriftsteller wegen einer nicht ganz sänftiglichen Kritik kaiserlicher oder ministerieller Handlungen und Reden eingesperrt wird, wir Alle, die für die edelsten Güter der Menschheit noch nie einen Finger gerührt, sondern stets in warmer Sonne Gunst und Profit gesucht haben, freuen uns heute der Gelegenheit, die uns erlaubt, ohne die allergeringste Gefahr die muthigen Schützer der Freiheit zu mimen." Es kam noch besser: unter dem Vorsitz des Herrn Fulda, dessen Ubiquität nachgerade beängstigend wird, tagte in tiefer Nacht der Verein Berliner Presse; nicht, um den Pommernbankerben endlich die Klubschuld abzuzahlen, sondern, um den Zaren ins Bockshorn zu jagen und Maxim aus Bitterniß zu erlösen. Der entamtete Theaterpascha Neumann-Hofer, der auf das Verdienst hinweisen konnte, daß auf seiner Bühne Gorkijs Kleinbürgerdrama durch erbärmliche Darstellung um die Möglichkeit eines Erfolges gebracht worden war, und der wohl die edelsten Güter der Menschheit gefährdet glaubt, wenn vor dem Bett einer Theaterprinzessin die Verhaftung droht, dieser bewährte Sturmgeselle lieferte dem Verein die Resolution. Und am nächsten Morgen stürzte Nikolai nun zu Trepow, Trepow zu Pobedonoszew, Pobedonoszew zum Großfürsten Wladimir; schlotternd Alle und Alle vor Schreck schneebleich. „Fulda ist gegen uns, Goethes Landsmann Ludwig Fulda, der den großen Zola als Stinkbold epi-

grammatisch verpetzt hat und den kleinen Gorkij jetzt wie einen am Pietschstamm Erwachsenen lobt! Und mit ihm der volle und ganze Verein seiner reisigen Börsenredakteure. Wir sind verloren. Unter dem Koloß bröckelt der letzte thönerne Fuß." Wladimir rieth, dem petersburger Balletcorps Vollmacht zu friedlicher Verständigung mit dem Lieferanten der Resolution zu geben. Pobedonoszew empfahl, schon jetzt für den nächsten Presseball ein paar Heiligenbilder mit Brillanten nach Berlin zu senden. Trepow war mehr für eine Benefizvorstellung im Michaeltheater. „Zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins Berliner Presse: Les effrontés; nachher Tombola und Tanz". Und Nikolai wollte die drei Vorschläge seinen Damen zur Wahl unterbreiten.

Selbst in Berlin hatte nun der Jahrmarkt der Eitelkeiten mit seinem putzigen Treiben schon die Lachlust erregt. Man hörte die wilden Hanswürste und bedauerte nur die zwei Dutzend ernster Menschen, die dem Lockruf der Budenbesitzer arglos gefolgt waren. Doch die Komik der Sache war noch einer Steigerung fähig. Durch eine falsche Reporternachricht war der Lärm entstanden; eine eben so falsche sollte ihn enden. Schon war eine große Protestversammlung angekündet: da kam die Meldung, Gorkij sei freigelassen. Vernünftige Leute hätten gefragt: Ists auch wahr? Hätten telegraphisch in Petersburg irgendwo Auskunft erbeten und, selbst wenn die Frage bejaht worden wäre, gesagt: Nicht ohne großen Gegenstand haben wir uns geregt und unsere Empörung soll Worte finden, trotzdem das Aergste einstweilen vermieden scheint. Doch die Pistols unserer Presse fühlten, daß des grausamen Blamirspieles genug sein müsse; die vanity fair hatte ihren Zweck erreicht und konnte geschlossen werden. Die Versammlung wurde abgesagt, der Deklarantennachtrab huldvoll heimgeschickt. Am letzten Januartag hatte der Hokuspokus begonnen; am dritten Februarmorgen ward mit feierlicher Miene festgestellt, „daß die russischen Gewalthaber sich vor der Wucht der Protestbewegung beugen mußten." Ein paar Stunden danach war die Heilsbotschaft als falsch erwiesen. Nun fing, da die Rettung noch Pflicht war, die wuchtige Bewegung doch wieder an? Nein; die Lächerlichkeit hatte sie nach drei Lebenstagen getötet. Gorkij saß noch vier Wochen in der Peter-Paul-Festung; aber den Notablen des deutschen Geistes war der Schlaf wiedergekehrt. Nur die Reporter durften noch weiterschäkern. Sie ließen den Dichter an einem Lungenleiden und am Typhus hinsiechen; erzählten, was er den Freunden, die ihn in der Festung besuchten, gesagt und geklagt habe; wie schrecklich es ihm sei, daß er seine Frau nur durch ein Drahtgitter sehen, zu ihr sprechen, doch nicht ihre treue Hand drücken dürfe. Denn jetzt hatte nicht mehr die kranke Geliebte, sondern die angetraute Gattin nebst Kindern für die Inszenirung des Mitleids zu sorgen. Nur die äußerste Roheit

konnte den Poeten vom warmen Herd, aus dem Arm der Lebensgefährtin reißen. Als der Poet dann wirklich, gegen Kaution, freigelassen war, ging er gar nicht erst zu der „furchtbar verängstigten Frau" und den „von früh bis spät um den Vater weinenden Kindern", sondern fuhr mit dem nächsten Zug zum Liebchen nach Riga. Und die Thränendrüse der Gläubigen war wieder gefoppt.

Die Kinderkomoedie hat noch einen Schlußwitz. Gorkij wurde in Riga verhaftet, weil die petersburger Behörde fürchtete, er wolle in Kurland (das unserem Schleswig oder Lothringen zu vergleichen ist) gegen die zarische Regirung agitiren. Als der Privatzweck seiner Reise festgestellt war, wurde beschlossen, ihn nach ganz kurzer und leichter Festunghaft freizulassen und ihm nur die Pflicht aufzuerlegen, sich nicht zu weit von der Hauptstadt zu entfernen. Damit war er einverstanden; er wollte sich ja in Riga jeder politischen Aktion enthalten und nur die leidende Freundin pflegen. Alles war fix und fertig: da drang das Echo der Protestbewegung bis an die Newa. Ein Mann, für den das Ausland mit so feindsäliger Wuth Partei ergreift, scheint immer gefährlich. Und keine Regirung will sich dem Verdacht aussetzen, sie weiche dem Sturm, der über die Grenze herweht. Gorkij wäre vier Wochen früher frei geworden, wenn die Mossischen und die Vossischen ihren Schnabel gehalten hätten.

Wissen wir jetzt wenigstens, welchen Vergehens er angeklagt ist? Noch immer nicht. Von vorn herein aber wußten wir, daß nicht sein Dichten, sondern sein Handeln vor den Richter gestellt werden sollte; von einem Kampf für die Freiheit des literarischen Schaffens konnte also niemals die Rede sein. Eine internationale Beweguug, ein Protest gegen die Mißhandlung eines in der Freiheit seiner Berufsübung gefährdeten Künstlers wäre vielleicht unklug, doch ein Zeichen musischer Wahlverwandtschaft und eine noble That. Der Versuch, sich in die Wirrniß eines fremden Staates einzumischen und aus der Ferne über Putsche, an denen auch ein bekannter Dichter mitgewirkt hat, ein rechtskräftiges Urtheil zu fällen, ist das Beginnen kindischer Naseweisheit und von beiden Polen deutschen Geisteslebens gleich weit entfernt. Goethe und Bismarck hätten es, Jeder von seinem Standpunkt aus, Jeder mit unbarmherziger Härte, verdammt. Ein Künstler, der — nicht mit seinem apollinischen Werkzeug — am Umsturz der Rechtsordnung mitarbeitet, tritt in Reihe und Glied des Kämpferheeres und darf nicht heischen, darf nicht einmal wünschen, anders behandelt zu werden als seine Genossen. Als der Dichter Gorkij das wilde Lied vom Falken sang, blieb er unangefochten; als der Agitator schleunige Aenderung der Staatsgrundlagen forderte, begab er sich in die Allen gemeine Gefahr. Sollte er von Talentes Gnaden straflos bleiben, wo die misera plebs, die doch nicht so scharf zu unterscheiden vermag, zu schwerer Sühne gezwun-

gen wird? Er hat einen Aufruf verfaßt (oder mindestens unterzeichnet), der die russische Staatswirthschaft in schrillen Worten verurtheilt und die Offiziere der petersburger Garde beschwört, nicht länger dem Befehl „blutdürstiger Narren" zu gehorchen. Dieser Aufruf ist in den Kasernen vertheilt worden; während eines das Reichsleben gefährdenden Krieges und unmittelbar nach Straßenaufständen, die Europa eine Revolution genannt hat. Recht oder Unrecht: giebt es irgend ein Land, wo solches Trachten ungestraft bliebe? Keins vielleicht, wo der Thäter mit so gelinder Pön davonkäme. Nur ein Autokrat, der seiner Macht sicher und dessen launischer Willkür keine Schranke gesetzt ist, kann dem alten Tolstoi erlauben, Jahre lang die Majestät schroff zu beleidigen, die Einrichtungen der orthodoxen Kirche als schmutziges Teufelswerk zu höhnen und das Volk (im Kriegsjahr sogar) zur Weigerung des Wehrdienstes zu mahnen. „Der Alte von Tula ist ein Apostel im Slavenreich und ich will keinen Märtyrer aus ihm machen", sagte Alexander der Dritte von dem Mann, der zu ihm fast gesprochen hatte wie Jochanan zu Herodes. Nur weil er in Rußland lebt, darf Gorkij hoffen, von langer Gefängnißpein verschont zu bleiben. André Chénier hatte gegen die herrschenden Jakobiner nicht Schlimmeres gewagt: und mußte den Kopf, où il y avait pourtant quelque chose, unters Fallbeil legen. Robert Blum, der vom frankfurter Parlament nach Wien abgeordnet war, wurde in der Brigittenau standrechtlich erschossen. Fritz Reuter wegen einer Jugendeselei ein Jahr lang in preußischer Untersuchungshaft gehalten, zum Tode verurtheilt, zu dreißigjähriger Festungstrafe begnadigt und nach sieben Jahren erst durch die Amnestie Friedrich Wilhelms befreit. Paul Déroulède, ein kleiner Dichter, doch ein großer Patriot und der Bürger einer von Sozialisten mitregirten Republik, sitzt seit Jahren wegen einer ungefährlichen theatralisch-politischen Mächlerei im Exil. Und hat das Deutsche Reich der internationalen Topfgucker nicht in den letzten Jahren noch manches Schauspiel erlebt, das zum Protest reizen konnte? Liebknecht, der auf seine Weise auch ein Dichter war, kam im siebenzigsten Lebensjahr ins Gefängniß, weil er eine heftige Rede des Kaisers mit zweideutiger Wendung beantwortet hatte. Zwei unserer stärksten Talente, die Herren Thomas Theodor Heine und Frank Wedekind, wurden für Monate eingesperrt, weil sie mit kecken Bildern und Worten die Majestät verletzt haben sollten. Die Liste könnte noch verlängert werden. Und Niemand regte sich. Jeder fands ganz in der Ordnung. In allen Wipfeln spürtest Du kaum einen Hauch. Die Vöglein schwiegen im Walde. Jetzt haben sie den Schnabel gewetzt. Weil zwei konkurrirende Meinungfabriken einander überbieten wollten, mußte im Zarenreich unerschauter Frevel geschehen sein.

Gorkij hat keinen Grund zur Klage. Während in deutschen Zeitungen geschrieben wurde, er werde gefoltert, von rohen Henkersknechten langsam totgequält, konnte er lesen, schreiben, Besuche empfangen, ungefähr also leben wie auf einer königlich preußischen Festung (wo es mitunter noch kälter ist, die Sachen in der Feuchtigkeit noch schneller verschimmeln, die Ratten sichtbarer sind als in Peter-Paul). Wie ist im Erblande des Konstitutionalismus Oskar Wilde als Gefangener behandelt worden! Und war, als Dichter der Märchen, der Zuchthausballade, der Intentions, der Salome und des Dorian Gray, doch mehr, als der bittere Max bis heute ist; und sein Verbrechen war, daß er der Perversion des Geschlechtstriebes nicht wehren konnte. Vor zwei Jahren verglich ich das Schicksal der beiden Dichter, des Massenerziehers Gorkij und Wildes, des kinaedischen Dandys, und sagte: „Der erste Proletarier der Weltliteratur mag sich auf der schwarzen Erde des Lebens freuen. die britische Majestät Cant ist dem Künstlervolk ein noch viel härterer Herr als der Weiße Zar." Das hat schon Byron erfahren und D'Israeli erkannt; und Parnell ist, unter kaum geringerer Qual als Wilde, dran gestorben. Rußland aber, sogar der russische Tschin, dem doch wahrhaftig nicht viel Gutes nachzusagen ist, hat noch die Ehrfurcht frommer Barbaren vor dem vates, dem Gefäß göttlichen Weihesegens. Daß der Fall Rylejew nicht gegen diese Thatsache zu verwerthen ist, ward schon erwiesen. Nikolai Iwanowitsch Nowikow, der die „Drohne" und das „Morgenroth" herausgab, saß vier Jahre im Gefängniß, weil er dem verbotenen Freimaurerbund angehört hatte; man schrieb 1792, Peters Staat hatte sein Mittelalter noch nicht ganz hinter sich und eine Deutsche, Katharina, sprach dem Sektirer das Urtheil. Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewskij mußte später fast zwei Jahrzehnte in Sibirien verseufzen; doch die Pritsche dieses Satirikers hatte die Mächtigen auch allzu unsanft gestreichelt. Dostojewskij war als Jüngling blind in die Verschwörung Petraschewskijs hineingetaumelt und hat die im Totenhaus verbrachte Zeit gesegnet, nicht ihr geflucht. Als 1880 das Puschkin-Denkmal enthüllt war, wurde der einst als Hochverräther zum Tod verurtheilte Dichter der „armen Leute" im Triumphzug durch die Straßen der Hauptstadt getragen; und als er im nächsten Jahr gestorben war, sah Petersburg eine Leichenfeier wie keine je mehr nach Skobelews Tod. Die Söhne des Kaisers, Großfürsten und Minister, Generale und Hofbeamte, die höchsten Würdenträger der Kirche standen mit Gelehrten und Künstlern, altgläubigen Kaufleuten und Studenten, Edelfräulein und Nihilisten, Schulkindern und Bauern an der Bahre Dessen, der seinem Volk das unsterbliche Gedicht vom reuigen Mörder Raskolnikow geschaffen hatte, und die

ganze Stadt folgte dem Sarg, das ganze Land beugte sich in heißen Thränen vor dem Genius, der da zu der Erde, dem geliebten Mütterchen, heimging. Keine Parteiung gab es in dieser Stunde; nach dem Archimandriten sprach ein Atheist, nach dem Slavophilen ein Liberaler; und um eine Blume von diesem Grab wurde wie um Reliquien eines Heiligen gerauft. Gogol und Gribojedow, Nekrassow und Pisemskij wurden in ihrer Heimath als Dichter geehrt, nicht als lästige Gesellschaftkritiker verfolgt. Und zeigt die Stellung, die schweigende Uebereinkunft seit Jahren dem Grafen Tolstoi anweist, nicht das Walten des selben Gefühles? Als der Brite Stead den Burenkrieg tadelte, wurde er als Auslandsknecht beschimpft, gehöhnt, boykottirt und seine Review of Reviews verlor den größten Theil ihrer Leser. Tolstoi hat gegen den Asiatenkrieg zehnmal schon das Aergste gesagt, ihn ein wahnwitziges Abenteuer, ein ruchloses Verbrechen gescholten: und in ehrfürchtiger Trauer lauschen ihm kriegerisch gestimmte Patrioten sogar. Wenn Herr Fulda während eines deutschen Krieges aus enger Brust Aehnliches holte, würfe Kamerad Wildenbruch ihn zu den Landesverräthern.

*

Ich habe zwei Beispiele angeführt. Ausführlicher, als mir bequem war: weil in beiden Fällen läppischer Trug ungeheuren Lärm geweckt hat. Jeder Tag bringt andere eiusdem farinae. Noch immer wird nicht erwähnt, daß der Pope Gapon, der jetzt durch einen komoediantischen Wuthbrief an den Zaren um neue Bewunderung wirbt, der bezahlte Arbeiterspitzel Sipjagins und Plehwes war; was für die Genesis der Arbeiterunruhen doch wesentlich ist. Der Gossudar, wird erzählt, ist seit der Ermordung seines Onkels kaum noch zurechnungfähig; Prinz Friedrich Leopold von Preußen hat öffentlich bezeugt, daß der kleine Nikolai an dem Tag, der die Mordkunde aus Moskau brachte, Stunden lang ruhig mit ihm über verschiedene Themata gesprochen habe. Im Dunkel soll eine Großfürstenpartei regiren; und die Großfürsten, die sicher nicht zur Auslese des Menschengeschlechtes gehören, sind im Urtheil über die Vorgänge und Pläne genau so weit von einander entfernt wie andere Sterbliche auch. Nekta von der Hintertreppe kommt die Wundermär von einem Kolloquium, einem in der Menschengeschichte unerhörten, das die Großfürstin Elisabeth im Kerker mit dem Mörder ihres Mannes gehabt haben soll, und haarklein wird berichtet, was dieses Kolportagepaar sagte, that und wie auf den selben Steintisch die Thränen des Mörders und der Prinzessin tropften. Das sogar wird geglaubt. Hats die Witwe oder der Mörder fünf Minuten nach Schluß der Zwiesprache dem Reporter der Daily Mail anvertraut? Sonst hätten wirs so früh nicht zu lesen vermocht. Das Allerneuste ist die Meldung, Witte sei in

Ungnade gefallen. Jetzt erst? Die Ereignisse des Kriegsjahres wären nicht zu verstehen, wenn Witte nicht längst vorher schon das Vertrauen seines Herrn eingebüßt hätte. Er hatte dem Kaiser versprochen, den Handelsvertrag mit Deutschland zu schließen; und hats, trotzdem der Vertrag ihm sehr mißfiel, gethan. Und der Kaiser hat vor Monaten schon auf den dringenden Rath, Witte wieder ins Amt zu rufen, geantwortet: „Wenn Rußland das neue Opfer von mir verlangt, werde ich, so schwer es mir wird, dieses Joch wieder auf mich nehmen." Dabei ists einstweilen geblieben. Noch ein Neustes. Nikolai hat an dem Kalendertag, der durch die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußlands Geschichte denkwürdig ist, zwei Erlasse veröffentlicht, deren erster die Erhaltung der Selbstherrschaft und die gründliche Reform des geistigen und wirthschaftlichen Lebens der Nation als Ziel zeigt, deren zweiter die Absicht kündet, vom Volk erwählte Männer zur Berathung der Reformgesetze heranzuziehen. Ein Kind könnte erkennen, daß beide Ukase der selben Regung entstammen, zur selben Zeit geplant und entworfen waren und nur der Wirkung wegen zeitlich durch ein paar Stunden getrennt wurden. Als nur der erste Erlaß bekannt war, wurde der Zar ein blinder Idiot genannt; als dann der zweite kam, hieß es: Wieder ein neuer Szenenwechsel! Wurde erlogen, das Manifest sei in aller Hast heimlich zusammengeflickt worden und habe alle Minister wie ein Blitz überrascht. Und so weiter.

Wirklich so weiter? Bis Europens Tantenwunsch erfüllt und endlich der russische Reichstag versammelt ist, von dem selbst Tolstoi nichts wissen will? Der Anarchist von Jasnaja Poljana hat in diesen Tagen laut gesagt: „Unser Volk denkt nicht an Revolution. Zehntausende fordern Reformen; die hundertzwanzig Millionen Bauern wünschen nur eine eigene Scholle. Ein Parlament taugt nicht für uns." Unsere asthenischen Schwätzer und Schreiber wissen es natürlich besser. Sie können aus der russischen Geschichte nicht eine Thatsache richtig anführen, kennen das Land nicht, nicht die Psyche des Volkes, wissen aber genau, wie es regirt werden muß. Allmählich wird dieses Geplärr zum Skandal. Wenn das von Nikolai in seinen letzten Reskripten Verheißene nach kurzer Frist Wirklichkeit wird, sind selbst die liberalsten Russen zufrieden; denn eine brüske Abkehr von der Autokratie haben auch sie niemals für möglich gehalten. Ists nöthig, ists klug und Erwachsener würdig, in ein großes, tragisches Volksepos mit Kinderstubengerede hineinzulärmen? Oft noch wird man in nächster Zeit von Rußland zu reden haben; oft und ernst. Damit der Blick in die Ferne frei werde, mußte der dickste Lügennebel beseitigt werden.

Allgemeine und Einzelforschung.

Wunderliche Zufälle bestimmen häufig Anbau oder Vernachlässigung ganzer Felder der Wissenschaft. Seltsam: dieses verstandesmäßigste von allen Menschenwerken wird noch bis auf den heutigen Tag nicht immer nach bestimmten Plänen begriffsmäßiger Ordnungen, sondern wesentlich mehr nach der wechselnden Stimmung der Zeiten betrieben. Längst hat eine Anzahl begriffsmäßig betriebener Geisteswissenschaften — alle nicht geschichtlichen — eine Spaltung ihres Stoffes vollzogen, die zwischen einer rein begrifflichen und einer mehr erfahrungmäßig dem werkthätigen Leben zugewandten Forschung unterscheidet. Längst hat sich um eine grundsätzliche Betrachtung des Rechtes ein ganzer Kranz einzelner Rechtswissenschaften geflochten, längst scheidet man zwischen allgemeiner und werkthätiger, besonderer Volkswirthschaftlehre, zwischen Sprachwissenschaft und einzelnen Philologien. Oft haben zwar die besonderen und erfahrungmäßigeren Zweige den allgemeinen Stamm überwuchert: die allgemeine Sprachwissenschaft fristet heute neben den zahllosen Philologien nur ein kümmerliches, wenig bemerktes Dasein; der allgemeinen Rechtswissenschaft ist es seit dem Niedergang des Naturrechtes noch viel trüber ergangen. Aber immerhin besteht doch in diesen Fällen eine doppelte Forschungweise: eine betrachtende und eine werkthätig erfahrungmäßige; oder um mit der heutigen Schulsprache zu reden: eine theoretische und eine praktisch-empirische.

Wenn es zwischen Beiden an Gleichgewicht mangelt, so steht viel öfter die allgemeine, beschauende Form im Schatten; und man wird sich nach einem Jahrhundert einseitig erfahrungmäßig, oft nur beschreibend verfahrender Wissenschaft darüber nicht wundern. Aber nicht immer ist das Verhältniß das selbe. Gerade in der Reihe der allgemeinsten, scheinbar obenan stehenden Wissenschaften hat der Zufall viel plumper gewaltet. Die drei verschiedenen Formen menschlichen Schauens, Glauben, Bilden, Denken, fordern drei allgemeinste Wissenschaften. Von ihnen ist es zwar der ersten, der Glaubenswissenschaft, nicht anders als den allgemeinen Sprach- und Rechtswissenschaften ergangen: sie ist überwuchert und gänzlich in den Schatten gestellt durch die besonderen Gotteswissenschaften, die der Dienst der heute bei unseren Völkern herrschenden Glaubensformen fordert. Sie macht gerade in den letzten Jahren einen Versuch, sich aufzuraffen; aber die natürliche Eifersucht der christlichen Gottesgelehrten wird ihr noch lange Licht und Luft benehmen. Ganz anders die Kunstlehre; bei ihr fällt zuerst ein ganz entgegengesetzter Verlauf in die Augen. Sie ist bis auf den heutigen Tag überwiegend begrifflich betrieben worden. Die Aesthetik, die bisher geschaffen wurde, ist höchstens zu einem Zehntel erfahrungmäßig, auf Leben und Geschichte gegründet. Erst neuerdings regt sich eine Gegenbewegung. Am Uebelsten aber ist es der Denk-

lehre ergangen; sie ist noch viel einseitiger begrifflich betrieben worden: sie ist fast nur in Hinsicht auf die allgemeinsten Formen des Denkens, als Erkenntnißlehre, da freilich mit dem höchsten Erfolge, ausgebildet worden. Eine dem lebendigen Thun zugewandte Wissenschaftkunde giebt es heute noch viel weniger, als es eine Kunstwissenschaft neben der reinen Kunstlehre giebt.

Auch hierzu fehlt es nicht an Seitenstücken: die allgemeinen Wissenschaften, die das handelnde Leben zum Gegenstand erwählt haben, Gesellschaft- und Sittlichkeitwissenschaft, zeigen fast im gleichen Maß eine Bevorzugung der allgemeinen, schauenden, begrifflichen Betrachtung über ein erfahrungmäßig vorgehendes Forschen. Weite Gebiete, wie die Fragen des inneren gesellschaftlichen Lebens, der Freundschaft, Liebe, Geselligkeit u. s. w., sind noch fast ganz der oft tief eindringenden, grundsätzlich aber regellosen Beobachtung durch die Dichter überlassen. Die einzige sehr starke Ausnahme Nietzsche bestätigt nur die Regel. Heute aber soll nicht eigentlich von jener noch kaum dem Namen nach gekannten Wissenschaftlehre die Rede sein, vielmehr nur ein sehr bescheidener Grundstein für ihren Zukunftbau beigetragen werden.

An Keimen einer dem Leben zugewandten Wissenschaftlehre fehlt es nicht. Simmel hat in einer seiner drei geschichtphilosophischen Abhandlungen für die Erkenntniß des Wesens der Geschichtschreibung einen sehr dankenswerthen Grund gelegt: in der Darlegung, in der er schildert, wie der Geschichtschreiber die seltsam zwiespältige Pflicht habe, sich einmal in den Geist der von ihm beschriebenen Personen und Handlungen einzuleben, ihr Leben nachzuleben und dann dieses gewollte Scheinerlebniß zu beobachten, Schauspieler und Zuschauer in einer Person zu sein. Eine Fülle feiner Beobachtungen ist selbstverständlich längst schon von der nah benachbarten Wissenschaft- und Gelehrtengeschichte gemacht worden. Endlich ist auch wohl versucht worden, den Geist ganzer Wissenschaftrichtungen gesellschaftseelisch auszudeuten. Ich habe mich einmal bemüht, nachzuweisen, daß alle begrifflich bauende Forschung auf Herrschaftstrieb, alle erfahrungmäßige und beschreibende auf dem entgegengesetzten Drang zur Unterordnung beruht. Das sind aber nur Bruchstücke eines Ganzen, das einmal eine vollständige Seelenkunde des Gelehrten und der Gelehrsamkeit umfassen und der bisherigen allgemeinen Erkenntnißlehre zur Seite treten muß. Gerade diese aber wird von ihr den höchsten Nutzen ziehen. Man wird finden, daß die Vorgänge des Denkens nicht ausgesondert und gewissermaßen im luftleeren Raum betrachtet werden dürfen, sondern daß sie in einem tausendfachen Zusammenhang mit dem Leben der Seele und aller anderen Kräfte des Geistes stehen. Den Löwenantheil wird die Geschichte der Wissenschaft davon tragen, die gerade dann, wenn sie — an sich höchst erfreulicher Weise — in scharfer Ordnung mehr die Entwickelung der Gedanken als der Denker verfolgt, leicht in Gefahr geräth, dieser Wechselbeziehungen zwischen

gelebtem Leben und reiner Hirnarbeit zu vergessen. Wie viel Antheil an Platons Verherrlichung der Wissenschaft als höchster Form menschlichen Wirkens hat nicht das stolze Selbstbewußtsein dieses Ersten unter den fast dichterisch freien Denkern kühner Gedankenmärchen! Und wie verwandt ist bei Nietzsche, dem einzig ebenbürtigen Nachfahren Platons, der Gedankentrotz seiner Persönlichkeitverherrlichung, seiner Gottesgegnerschaft, seiner Pöbelverachtung mit dem Menschentrotz des Einsamen, des Freundes der Berge und des Feindes der Menschen! Und doch sind Das nur augenfällige Beispiele von außerordentlicher Stärke, denen sich aber eine ganze Stufenliste zarter und zartester Wechselwirkungen anschließen müßte. —

Was heute und hier geboten werden soll, ist, einseitig genug, auf einen Forschungzweig, die Geschichtschreibung, beschränkt und meist auch von ganz persönlichen Erfahrungen eingegeben. Aber ich meine, weder die eine noch die andere Begrenztheit muß schaden. Denn nur ein Zusammenwirken mancher Gelehrtengruppen und nur die Selbstbeobachtung kann allmählich den nothwendigen Stoff herbeischaffen.

Einen Unterschied zwischen allgemeiner und Einzelforschung hat man früh genug empfunden. Schon Herakleitos, der doch an den Pforten griechischer Wissenschaftgeschichte steht, spricht nicht ohne Verachtung und mit dem Selbstbewußtsein des Denkers von der Vielwisserei, die in seinen Tagen überhandnehme. Man denke: zu einer Zeit, in der alles erdenkliche Einzelwissen aller Zweige vermuthlich nur ein sehr dünnes Heftlein ausgemacht haben würde! Zu einem Gegenstand erbitterter Kämpfe ist der Gegensatz doch erst in neuster Zeit geworden. Drei Jahrhunderten hat er den Wechsel der Zeitalter in der Geschichte des Denkens bestimmt: grob gesprochen, ist auf das siebenzehnte Jahrhundert, als eine Zeit sammellustiger und unermüdlicher Stoffanhäufung, das achtzehnte Jahrhundert mit seiner wählerischen Neigung zu großen Ueberblicken und encyklopädischen Zusammenfassungen gefolgt, gipfelnd in der bis in das nächste Jahrhundert hineinreichenden Aufklärung. Darauf der starke Rückschlag der historischen Schule und in ihrem Gefolge einer neuen Erfahrungwissenschaft, die aller nur deutenden, denkenden oder gar bauenden Allgemeinforschung abhold war. Heute wieder einige laute und viele leise Zeichen einer rückkehrenden Pendelschwingung; heute deshalb auch die Neigung, von Neuem den Gegensatz zu betonen, ihn irgendwie, wenn auch nur vorläufig, zum Austrag zu bringen.

Ein Unparteiischer, durch Sach- und Menschenkenntniß in seinem Urtheil nicht Beengter würde zunächst etwa fragen: Warum überhaupt kämpfen? Ist hier wirklich ein Gegensatz? Vielleicht, wahrscheinlich hat er Recht. Aber man würde ihn verlachen und der thatsächliche Zustand straft ihn augenscheinlich Lügen. Und schließlich ist nur menschlich, wenn ein Werk von zwei ver-

schiedenen Seiten mit ganz verschiedenen Mitteln angefaßt werden kann und angefaßt wird, daß die Anhänger des einen Verfahrens bald in bittere Feindschaft mit denen des anderen gerathen. Es muß in unserem Herzen eine tiefe Neigung zum Streit liegen; sonst wäre nicht die Welt, von den Führern der Staaten herab bis zu den Schulbuben, erfüllt von Zwist und Hader. Jeder Kampf ist insofern bejahend und schöpferisch, als er hervorgeht aus der Liebe zu Dem, was man fördern will; seine andere, verneinende, zerstörerische Absicht ist schwerlich minder ursprünglich, aber sie überwiegt doch nicht.

Irr an dem Recht des Gegensatzes macht freilich das Schwanken der Grenze zwischen Dem, was als allgemeine, und Dem, was als Einzelforschung gilt, nicht nur im Lauf der Zeiten, sondern auch im selben Zeitpunkt bei den verschiedenen Wissenschaften. Wir leben heute in einem Zeitalter durchaus überwiegender Erfahrungwissenschaft und folgerichtig auch weitgehender Arbeitstheilung. Dennoch giebt es Forschungzweige, in denen noch heute kaum ein deutscher Professor die Augen zudrückt, ohne ein seine ganze Wissenschaft umfassendes Lehrbuch geschrieben zu haben: so die Rechtswissenschaft in einer freilich vielgespaltenen Reihe von Theilforschungen, so die Volkswirthschaftlehre bis vor Kurzem. Ganz anders in der Geschichtschreibung; was sich in jenen Wissenschaften von selbst versteht und als sehr ehrenwerth gilt, ist hier schon seit Jahrzehnten als leichtfertig gebrandmarkt. Ranke zwar, zu der Generation von 1824 gehörend, hatte noch viel von den allgemeinen Instinkten dieser ersten Schlachtordnung der Erfahrung- und Einzelwissenschaft des Jahrhunderts, die von ihrer tötlich gehaßten Feindin, der Aufklärung, doch nicht unbeeinflußt blieb. Er hat den größten Theil seines Lebens an eine Reihe von Werken gesetzt, die man sich zusammengeschlossen als eine europäische Geschichte des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts mit einzelnen Vor- und Ausläufern denken könnte. Und er hat den Rest seines Lebens verwandt, um diesem Werk den Unterbau einer alten und mittelalterlichen Geschichte zu geben. Aber wie unverbrüchlich auch seine Schule auf alle Worte des Meisters schwört: gerade in diesem Stück ist man weit von seinem Beispiel abgewichen und an die Stelle seiner allgemeinen Forschungweise ist eine fortgeschrittene Arbeitstheilung getreten. Jeder Versuch entgegengesetzter Arbeitart muß mit der vollen Gewalt einer ungehemmten Strömung kämpfen.

Fragt man nach der Ursache dieses Zustandes, so ist er wissenschaftgeschichtlich ausreichend begründet. Die Sammelarbeit des siebenzehnten Jahrhunderts war viel zu ungeschult gewesen, um irgend Befriedigendes zu schaffen; die ordnende und bauende Forschung der Aufklärung war aus dem selben Grunde von vorn herein um die Frucht ihrer Bemühung gebracht: für die Gedankengebäude, die sie aufrichten wollte, fehlte es an ausreichendem und festem Rohstoff. Nur deshalb konnte die Gegenbewegung ihre Werke so rasch zer-

stören. Deren Verfahren nun, das fast ein Jahrhundert lang jetzt herrscht, gleicht dem Thun der Penelope: die Gespinnste, die sie noch eben angefertigt, trennt sie immer wieder auf, um sie immer wieder zu beginnen. Daß das Werk je vollendet werde, dazu ist für das nächste halbe Jahrtausend wenig Aussicht.

Geschichtlich aus dem Zusammenhang der geistigen Entwickelung begriffen, hat diese Forschungweise an sich das beste Recht und die besten Erfolge für sich. Der Einzelforschung ist vor Allem gelungen, neue und immer bessere Regeln für das Wie der Wissenschaft aufzustellen; sie hat in bevorzugten Gebieten, wie in der äußeren Staatsgeschichte, sehr viele Einzelaufgaben erledigt, sie ist, freilich weniger aus eigener Kraft als von den Nachbarwissenschaften gedrängt, auch zur Verfassung- und Verwaltung-, zögernd selbst zur Wirthschaftgeschichte übergegangen und sie kann sich jedenfalls rühmen, mehr geschaffen zu haben als irgend ein früheres Zeitalter der Geschichtschreibung. Sie hat, wie sie ihrer ganzen Art nach nicht anders konnte, weite Bezirke des gesammten Arbeitgebietes der Geschichte ganz oder fast ganz unbearbeitet gelassen; da aber, wo sie eingesetzt hat, sind ihrer Arbeit die größten Erfolge zugefallen. Die Verbindung von tief grabender Beschreibung mit allem erdenklichen, erfahrungmäßig aufwärts schließenden Scharfsinn, die so früher nie vollzogen worden war, hat sie zu Werk gebracht.

Doch dies Alles sind ja nur die geschichtlichen Voraussetzungen einer Arbeitweise, deren seelische Eigenthümlichkeit hier geschildert werden soll. Von den eigentlich bestimmenden Eigenschaften des Einzelforschers kommt zuerst und zuletzt in Betracht seine Hingabe an den Stoff. Sie ist nicht so selbstverständlich, wie es für den ersten Anblick scheint. Jeder Strebende liebt den Thon, aus dem er sein Werk knetet; aber ein Anderes ist es, ihm den Ausdruck des eigenen Ichs aufzuprägen, ein Anderes, sich ihm gänzlich unterzuordnen. Und diese Unterordnung wird nicht etwa seufzend vollzogen — wie denn überhaupt kein Beruf der Welt weniger ohne Lust auszuüben ist als der des Gelehrten —, sondern mit Liebe, ja, mit Begeisterung. Die Natur begeht hier eine der liebenswürdigen Kriegslisten, durch die sie uns über die Eintönigkeiten des Daseins forthilft. Die Beschäftigung mit einem nach den Begriffen heutiger Arbeitstheilung recht abgegrenzten Einzelgegenstand erfordert im Grunde von dem Forscher eine mehr als menschliche Geduld. Man stelle sich den denkbar anziehendsten Stoff vor, den ein Geschichtschreiber sich wählen könnte — etwa Michelangelos Malereien an der Decke der Sistina —: und man überlege, ob je einem nur genießenden Kunstfreund in den Sinn kommen würde, sich mit diesen Gemälden etwa ein ganzes Jahr lang Tag für Tag zu beschäftigen. Er würde vermuthlich das Fegefeuer vorziehen. Und so steht es in allen minder reizvollen Fällen begreiflicher Weise noch schlimmer: und wie viel tausend Gegenstände wissenschaftlicher Einzelarbeit giebt es nicht, die

an eigener Anziehungskraft um Vieles hinter diesem erlauchten Beispiel zurückstehen! Der aber wäre ein schlechter Forscher, der so empfände, ja, ein solches Empfinden nur begreiflich fände. In seiner Seele vollzieht sich vielmehr eine gefühlsmäßige Umwerthung, die Alles, auch das Kleinste, mit einem goldenen Schimmer von Reiz und Freude umkleidet. Nicht, als ob er die Gefühle der Ermüdung oder des Ueberdrusses gar nicht kennte; durch die Pforte geistig oder körperlich mißgestimmter Stunden schleichen sie auch zu ihm. Aber der dauernde, tiefste Eindruck ist der unabläßiger Freude am Stoff. Die Autosuggestion, um die es sich da handelt, ist auch nicht von Anfang an da: wer kennt nicht die Stimmungen der Muthlosigkeit, die eben den Beginn einer Arbeit erschweren und die hervorgerufen sind durch den Blick auf die Berge unbekannten und von Grund aus neu zu bearbeitenden Rohstoffes? Insbesondere der Forscher auf dem Gebiet der neueren Geschichte hat in den Archiven die Möglichkeit, die ihn erwartenden Arbeitmassen auch recht leibhaft vor Augen zu sehen in Gestalt hoch aufgethürmter Hügel von Aktenbündeln. Für die Seele des Schaffenden aber macht es überhaupt viel aus, ob seine Arbeit sich in kleinen, oft wechselnden oder in langen, oft Jahre langen Strecken vollzieht. Dies ist eine der wesentlichsten Abweichungen, die alles Thun des handelnden Lebens von dem des Forschers unterscheiden. Selbst der Künstler, er sei denn Baumeister, ist selten so lange an ein Werk gefesselt, wie es für den Gelehrten die selbstverständliche Regel ist. Man sieht leicht, wie das ganze Schrittmaß des Lebens geändert wird durch die Langsamkeit und Seltenheit des Vollendens. Wie auch sonst schauende und handelnde Thätigkeit weniger durch eine Verschiedenheit des Wagemuthes als der Geschwindigkeit des Thuns von einander getrennt sind, so mag den heißblütig vorwärts Strebenden nichts so sehr vom Beruf des Forschers abhalten wie dieser lange Athemzug jeder Arbeit.

Allerdings theilen allgemeine und Einzelforschung diese Eigenschaft, aber die etwas leidsamen Tugenden der Geduld und der Anpassungfähigkeit werden vom Einzelforscher in viel höherem Maße erfordert; vor Allem deshalb, weil er sich gewissermaßen jeder Laune seines Stoffes unterzuordnen hat. Ein Archivar faßte vor dem seiner Meinung nach verfehlten Unternehmen eines Anfängers einmal alle seine Erfahrung dahin zusammen: Der sei verloren, der an ein Archiv mit fertigen Fragen herantrete; schon die Stellung der Aufgaben müsse erst aus der Kenntniß der Akten heraus geschehen. So gewiß diese Meinung falsch ist, so völlig spiegelt sie doch den Eindruck wieder, den der Einzelforscher selbst von seinem Verhältniß zum Stoff erhält. An Unterschieden mangelt es begreiflicher Weise nicht: von dem niedersten Grade der Ueberlieferung- und Aktenveröffentlichung reicht bis zu den berühmten Untersuchungen, deren Ergebniß oder deren neue Forschungweise ganze Wissenschaftgebiete beeinflußt hat, eine lange Stufenleiter. Schon innerhalb der

reinen Veröffentlichungarbeiten fehlt es nicht an Verschiedenheiten. Man weiß, bis zu welcher Höhe sie von der griechisch-lateinischen Sprachwissenschaft ausgebildet und wie große Feinheit nach ihrem Muster auch für die Bearbeitung mittelalterlicher Chroniken aufgewandt worden ist. In den Fällen dieser Gattung handelt es sich um das Aufgebot der größten Mittel oft für die kleinsten Zwecke. Die Beherrschung der Gesammtheit einer geistreichen und mannichfachen Sprache wird aufgeboten, um jede Silbe, jeden Buchstaben des überlieferten Textes einer vielleicht unsäglich unbedeutenden Schrift zu prüfen. Und je schwieriger diese Prüfung, um so größer ist der seelische Entgelt der Finderfreuden, ganz unabhängig von dem sachlichen Werth des Gefundenen. Aber dies Verhältniß innerer und freilich rein subjektiver Werthe verschlechtert sich dann, wenn, wie etwa in den Aktenveröffentlichungen zur neueren Geschichte, die Reibung des Herausgebers mit dem Text immer geringer, wenn seine Arbeit der eines Schreibers immer ähnlicher wird. Und dieses Gefühl der Erniedrigung, das hier als fast einziger schlimmer Lohn winkt, wird nicht gebessert durch den Gedanken, daß all diese Mühe im Dienste Anderer aufgewandt wird, daß der Benutzer solcher Veröffentlichungen mit seiner viel erquicklicheren Arbeit zu einem Theil erntet, was der Herausgeber gesät hat.

Jede selbständige Einzeluntersuchung oder Einzeldarstellung ist höher gestellt als die Arbeit dieser Parias unter den Einzelforschern. Aber auch unter den Darstellungen giebt es genug Halbfabrikate, die an dem von ihnen verarbeiteten Rohstoff nur eben die nothdürftigsten Veränderungen vorgenommen haben. Die läßliche Life- and Letters-Form der Lebensbeschreibung gehört sehr oft hierher. Erst mit der wirklich durcharbeiteten Darstellung erklimmt die Einzelforschung den Gipfel ihrer Bahn; ihr ebenbürtig ist nicht selten die selbständigste Form der Untersuchung. Die bezeichnenden Merkmale sind in jedem Fall die Entfernung des forschenden Ichs von dem Rohstoff, eine größere Unabhängigkeit in seiner Vertheilung und endlich — fast nothwendig — eine Erweiterung des Umkreises der umfaßten Vorgänge. Der Umfang der Arbeit ist dabei nicht maßgebend: eine Einzeluntersuchung von wenigen Bogen kann einen größeren Geschichtbereich umspannen als die mehrbändige Darstellung einer gesammten Volksentwickelung. Aber die Fähigkeit der Verbindung entfernt liegender Gegenstände, das Vermögen, Gleichgiltiges oder Geringfügiges auszumerzen, müssen wesentlich gewachsen sein.

Hier ist, wie man sieht, schon die Grenze erreicht, an der sich allgemeine und Einzelforschung scheiden. Diese Grenze erscheint zunächst überhaupt unsicher: aber sie kann doch gezogen werden. Selbst eine Volksgeschichte, die Geschichte eines Jahrhunderts, die Darstellung eines Zweiges der Gesammt-, der Weltgeschichte, etwa der Baukunst, des Rechtes oder der Musik kann noch Einzelforschung sein, insofern ihr Verfasser sich noch mit jedem Stück der

Ueberlieferung, das er verwendet, in seiner ersten und ursprünglichen Form bekannt machen konnte. Die Kraft eines Menschen, eines Lebens reicht schwerlich weiter und wird selbst diesen Punkt nur bei der ungewöhnlichsten Begabung erreichen und in den seltensten Fällen — etwa dem Mommsens und der römischen Geschichte — erreichen. Mit diesem Vorzug aber vereint sich der ihn ergänzende, gleichsam von ihm geforderte Nachtheil: eine Begrenztheit des Blickes, die mit den Grenzen des Gegenstandes zusammenfällt oder sie doch nur in seltenen Fällen überschreitet. Auch sie noch ist die nothwendige Folge jener Unterordnung des forschenden Ichs unter seinen Stoff, so viele erfolgreiche Bemühungen um einzelne Lockerungen dieses Abhängigkeitbandes auch vorangegangen sein mögen.

Ein sehr gröbliches und unverkennbares Merkmal trennt die allgemeine von der Einzelgeschichtforschung: sie zielt auf das Ganze, wo jene sich immer nur den Theilen widmet. Sie will das Leben der Menschheit als Ganzes beschreiben und begreifen. Nur sie hat das Recht, über den Unterbau der Geschichtschreibung noch das höhere Gebäude einer Geschichtwissenschaft oder, wie man früher sagte, einer Geschichtphilosophie aufzurichten: eine Lehre von dem Wie — nicht von dem Was — der Geschichte, von den Bedingungen und Erscheinungen des geschichtlichen Verlaufes als solchen. Denn wie dürfte man aus Theilbeobachtungen allgemeine Sätze herleiten, deren erste und roheste Voraussetzung doch ihre allgemeine, nicht begrenzte Giltigkeit ist?

Und so greifbar der Unterschied des Umfanges ist, so sicher kann man doch auch von einem Unterschied des inneren Verhaltens reden. Hier ist nicht mehr der Stoff der Herr, sondern das forschende Ich. Eben jene äußere Begrenzung zeigt es deutlich. Der natürlich empfindende Mensch, der von keinen überlieferten Scheidewänden weiß, wird dann, wenn er überhaupt Wißbegierde nach Geschichte verspürt, alle Geschichte zu erforschen trachten. Denn die Verkettungen, in die alles Dichten und Trachten des Menschen gestellt ist, hören erst auf an den Grenzen der Geschichte überhaupt. Daß mit dem Wissen um die Geschichte nicht, wie so oft geschieht, das memoirenhafte Interesse an der jüngsten Vergangenheit irgend eines Landes, einer Stadt, einer Kunst, eines Truppenkörpers oder was immer verwechselt werden darf, wird dabei vorausgesetzt. Schon damit aber ist gegeben, daß hier das fragende Ich die Oberhand hat, nicht der nach Belieben Antwort gebende Stoff. Denn des Forschers schweifende Neugier kann nirgends Halt machen, es sei denn an den Grenzen der Wissenschaft überhaupt. Seine Absicht ist, sich Erkenntniß zu verschaffen, nicht, irgend einem Bruchtheil des Geschehens zum Bekanntwerden zu verhelfen. Damit ist ferner auch der Weg zu den übrigen vorstechendsten Merkmalen der geistigen Gesinnung des auf das Allgemeine gerichteten Forschers gewiesen. Er wird jedes Besondere im großen Zusammerhang sehen,

er wird immer vergleichen, immer begrifflich, ordnend, deutend verfahren wollen. Er wird im selben Sinn von oben, wie der Einzelforscher von unten her vorzudringen suchen. Er wird seine wesentliche Aufgabe nicht in der Bereitstellung neuen Rohstoffes, sondern in der Verwendung und Umordnung des bereits Vorhandenen sehen. Er wird vor Allem neue Gedankenverbindungen, neue Gruppenbildungen herbeizuführen streben.

Die Grundstimmung, aus der heraus ein Gelehrter auf so allgemeine Forschungen kommt, ist offenbar in vielen Stücken der des Einzelforschers entgegengesetzt: unstillbarer Wissensdurst auf der einen Seite, ruhiges Graben und Schürfen auf der anderen, kühner, ungeduldiger Wagemuth dort, vorsichtig auf jede Art von Sicherung bedachte Behutsamkeit hier; scharfe Begrifflichkeit dort, untrügliche Genauigkeit hier; Lust an hochragenden Gedankenbauten dort, an festen Grundmauern hier. Die Tugenden wie die Fehler beider Grundrichtungen sind eben so offensichtlich vertheilt: die Einzelforschung wird sich leicht auszeichnen durch eine Vollständigkeit der Beschreibung, an der der allgemeinen ihrem Wesen nach nicht viel gelegen sein kann; die Einzelforschung wird der allgemeinen immer Lust an voreiligem Verallgemeineren, Gleichgiltigkeit gegen die Besonderheiten des einzelnen Geschehens, Neigung zu unhaltbaren Konstruktionen vorzuwerfen haben: sie wird dafür die Vorwürfe der Kleinlichkeit, der Unbegrifflichkeit und des Klebens am Besonderen empfangen. Schließlich wird auch das Verhalten des einzelnen Forschers zu seinen Genossen in beiden Bezirken der Wissenschaft ein verschiedenes sein. Es ist kein Zufall, daß im neunzehnten Jahrhundert die Hochfluth an Erfahrung- und Beschreibungwissenschaft zur Bildung immer neuer Gelehrtengemeinschaften geführt hat, die in immer neuer Spaltung des Stoffes doch nach den selben Regeln der Forschungweise an vielen verstreuten Punkten einander in die Hände arbeiten. Die Einzelforschung hat sich in diesem Stück in der selben Richtung wie das Großgewerbe entwickelt; die Vorzüge wie die Nachtheile weit getriebener Arbeitstheilung sind Beiden durchaus gemeinsam. Die allgemeine Forschung ist zwar an sich eben so geeignet, Schulen und Regeln auszubilden, und sie wird, über die jetzigen Anfangsgefahren hinausgelangt, vielleicht nur zu früh zu einem solchen Zustand gelangen: sie würde dann, ähnlich wie die Regelkunst erstarrter Idealismen, wie etwa die von Michelangelo abhängigen Schulen der Barockkunst, leicht in Dogmatismus verfallen. Vorläufig aber kann sie nur ein Werk sehr selbständiger Einzelner sein, die mit allen Nachtheilen doch auch die Vorzüge stark persönlicher Denkweise für sich haben.

In dieser natürlichen Verschiedenheit sind die Vorbedingungen mannichfacher Gegnerschaft im Keim gegeben. Aber nach Menschenart haben diese Keime wuchernde Pflanzen, oft giftig genug, getrieben. Wie nicht verwunderlich, waren schon die Anfänge des Rückstoßes der Einzelforschung gegen die

Allgemeinheit der Aufklärung von heftigen Angriffen auf diese begleitet. Justus Möser, der selbst eine zweitausendjährige Entwickelung, die des deutschen Bauern, als Einheit begreift und auch als Rechtskundiger vor den äußersten Thorheiten beschreibungluſtiger Geschichtschilderung bewahrt blieb, kühlte doch an der Aufklärung sein Müthchen, wenn er in seinem Aufsatz über die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe schrieb: Nichts ist leichter und bequemer als eine Ursache unterzuschieben, daraus den Vorfällen eine Erklärung zu geben und damit, nach Art eines Voltaire, das Angenehme und Unterhaltende auf Kosten der Wahrheit zu befördern. Und die plumpe Einseitigkeit staatlicher Geschichtschreibung hat doch auch Möser schon gefordert, wenn er anordnete: „daß der Geschichtschreiber allemal so viel von der Geschichte der Künste und Wissenschaften mitnehmen soll, als er gebraucht, von den Veränderungen der Staatsmoden Rechenschaft zu geben."

Niebuhr, der Vater der neuen, die Einzelforschung zur Grundlage erhebenden Richtung, hat nach seiner milden Art nicht gehässig ausgesprochen, was er über diesen Punkt dachte. Wenn er schrieb, daß wir absolut allen falschen Schein fliehen, daß wir auch nicht das Allergeringste als gewiß schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind, so kann nach dem Grundsatz: Legt Ihr nicht aus, so legt Ihr unter, daraus eine Verdammung aller allgemeinen, fremde Forschung zusammenfassenden Darstellung abgeleitet werden. Denn im Sinn der Einzelforschung kann man nie Etwas für gewiß halten, das man nicht elbst im Einzelnsten ergründet hat.

Von Denen, die im Sinn weiterer Erfassung der menschlichen Dinge Urtheile über die Beengtheit und Begrenztheit der Einzelforschung ausgesprochen haben, verdient Ranke zuerst genannt zu werden, der, obwohl er nie eigentlich mehr als die Beschreibung der europäischen Staatsangelegenheiten wünschte, sie doch immer im weiten Sinn betrieben hat. In dem Vorwort zur zweiten Auflage der Neuen Bücher preußischer Geschichte von 1874 sagt er: „Die Frage kann überhaupt aufgeworfen werden, inwiefern die Aufstellung allgemeiner Ansichten mit der Gründlichkeit der Forschung, die einer solchen allein Sicherheit und Eigenthümlichkeit verleihen kann, vereinbar ist. Denn die historische Forschung richtet sich ihrer Natur nach auf das Einzelne. Aber man wird zugestehen, daß sie ihren Zweck verfehlt, wenn sie darin befangen bleibt. Die lebendigen Momente einer allgemeinen Entwickelung müssen auch den Gegenstand der Forschung bilden können. Eins belebt das Andere; sie bedingen und ergänzen sich wechselweise." Wir werden nun die Gegner zu hören haben.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Die Geschwister.

Hohe Stufen aus schwarzem Marmelstein führten in eine schwindelfreie Tiefe. Schwarz, ohne bunte oder weiße Adern, war der Marmor; glänzend und glatt. Vielleicht so furchtbar glatt, weil Abertausende von müden Füßen schon vor mir dahinuntergewandert waren

Ich sah nicht, welche Gegenden sich an den Seiten der Treppe erstreckten; mein Blick fühlte sich nur von Dem angezogen, was tief unten schimmerte. Und immer schneller riß mich das Sehnen die vielen glatten Stufen hinab. So schnell, daß ich mehr glitt und schwebte als ging.

Immer mächtiger und schöner glänzte mir die Landschaft aus der Tiefe entgegen. Zu Füßen der steilen Terrasse lag ein See, ein unergründliches Gewässer von heiliger Stille. Nur ein Hauch schien von Zeit zu Zeit sein faltenloses, dunkles Antlitz zu trüben; dann war es, als ob man leise seinen Spiegel überhauche. Regelmäßig von einander entfernt und ganz gleich von Gestalt, umstanden Cypressen wie Wächter das Ufer; vor ihnen leuchteten, das dunkle Wasser umkränzend, in langer Reihe silberweiße Lilien; und weiße Veilchen stickten den saftig grünen Rasen am Gelände. Es duftete empor wie Weihrauch und Wachs, süß und friedlich; so lockend war es, daß ich meine Arme ausbreitete, denn die Sehnsucht zog mich unaufhaltsam zur Tiefe.

Da fühlte ich den Fuß mit einem Mal vom Wasser genetzt. Ich war unten angelangt, wo die schwarzen Stufen in der Fluth verschwanden. Leise, wie zerstreut, leckte und küßte Welle auf Welle den glatten Stein mit heimlichem Gurgeln und Murmeln.

Gebannt hing mein Blick am anderen Gestade. Dort lehnte ein göttlich schöner Jüngling am Stamm einer Cypresse und hielt in den Armen ein Saitenspiel aus eitel Silber, glänzend wie Mondenschein. Das Gewand des Jünglings war leuchtend weiß und weiß schimmerten auch seine mächtigen Flügel, die er faltete und öffnete, wie Schmetterlinge thun, die sich zu kurzer Rast niedergelassen. Sein Flügelschlag wars, der mit sanften Schwingen das Gewässer trübte, als werde über einen Spiegel leise hingehaucht.

Mitten im großen Schweigen griffen des schönen Jünglings Finger in die Silbersaiten. Und da krochen und sprangen Ungethüme heran, reißende Thiere und gleißende Schlangen. Sie lauschten und legten sich sänftiglich hin, gebändigt vom Zauberklang. Zwischen den Cypressen aber schlichen Gestalten herbei, gebückt und schleifend, keuchend wie unter großer Last. Der Ausdruck war von weher Qual verzerrt und häßliche, gellende Seufzer tönten auf allen Lippen. Doch kaum hatten sie des Jünglings Spiel vernommen und die Augen fest auf seine Gestalt gerichtet, so schwieg das Stöhnen, wichen Angst und Schmerz aus jedem Antlitz. Alle, die gekommen waren, standen verklärt und still, die Arme ruhsam auf der Brust gekreuzt, die Züge von feierlichem Frieden geglättet. Geheimnißvolle Schönheit umfloß ihr Wesen und das selbe selige, seltsame Lächeln umspielte die entfärbten Lippen Aller.

Beim Anblick dieses Lächelns ward mein Herz von Liebe für die Abgeschiedenen und für den schönen Jüngling erfüllt. Ein großes Verlangen rief in mir,

ich solle mich zu ihnen gesellen. Galt es doch nur, einen Schritt, einen kleinen Schritt zu thun in das dunkle Geheimniß.

Da schrie es mich an mit geller Stimme, unbarmherzig, wie man einen Träumer weckt: „Zurück! Keinen Schritt weiter!“

Ich sah mich um.

Ein buntgeputztes Weib stand über mir auf den Stufen und blickte mit drohender Strenge auf mich herab. Wie eine Jahrmarktsdirne trug sie grellfarbige Lappen zur Schau, benäht mit vielen Schellen, die schrill durcheinander klangen. Alles klirrte und klapperte an ihr von seltsamen Amuletten, blitzenden Steinen und bemalten Knochen. Schlangen wanden sich um ihre Arme, reißende Thiere schienen ihre Schleppträger zu sein. Schauerlich hatte sie Mund und Augen geschminkt, entsetzliche Zeichen in die Stirn geritzt. Ihr Haupt krönte ein lebendiger Geier, der gierig den Blut heischenden Schnabel aufsperrte und die Flügel gewaltig spreizte. Das Weib sprach zu mir: „Du sollst den Schritt nicht thun, denn Du bist mein. Ich bin eine große Zauberin, bin die Göttin des vielgestalteten Lebens. Darum siehst Du mich so laut und so bunt. Ich bin sehr mächtig und mag Dich meinem Bruder heute nicht geben, so sehr Dein Herz nach ihm bangt. Bruder Tod soll warten an seinem Gestade, denn Du hast noch in meiner Hand zu bleiben.“

Da erhob der göttliche Jüngling seine Stimme und antwortete sanft seiner grausamen Schwester: „Habe Mitleid mit dieser Seele, o Schwester! Lasse sie zu mir hinübergleiten! Wie soll sie noch leben, nachdem sie mit solcher Sehnsucht in meinem Gewässer des Friedens sich gespiegelt? Welche Gaben bietest Du ihr? Ich bin trauter als Du. Zu meinen Füßen kauert unschuldig der wilde Löwe des Begehrens und das Zischen der Bosheit verstummt. Viele Dichter haben mich besungen und ich bin ihr Freund. Ich gebe ihnen Gerechtigkeit, während Du nur ihre zarten Weisen mit dem wilden Lärm Deiner Schellen übertönst. Ich bin der herrlichste aller Sänger und der König der Dichter. Ich schenke dem Geringsten Majestät und verleihe eine Schönheit, fremd allem grellen, lauten Leben. Darum lasse mir die Seele, der es bangt vor Deiner Häßlichkeit, lasse sie herübergleiten, damit sie mein hohes Lächeln kennen lernt, das einzig und allein trösten kann in allem Hohn Deines Lachens.“

Nachdem Bruder Tod also gesprochen, wandte ich mich zu der mächtigen Herrin des Lebens: „Im Namen Deines Bruders gebiete ich Dir, Weib: rede die Wahrheit! Belüge mich nicht, wie Du allzu oft gethan, mit dem Jahrmarktruhm Deiner Gaben und mit frecher, widriger Zauberei. Sage die Wahrheit! Was verheißest Du mir noch, wenn ich Dir folge?“

„Ich verheiße Dir Thränen,“ klang die Antwort.

„Was giebst Du mir zum Lohn für den Gehorsam, den ich Dir zolle?“

„Dir wird, was Dein ist: ich gebe Dir Pflichten.“

Da wandte ich mich traurig um nach ihrem herrlichen Bruder und sagte ihm Lebewohl. Nur langsam verließen ihn meine Augen.

Ich faßte die Zauberin am Saum ihres bunten, klingenden Gewandes und schleppte mich ihr nach, die steilen Stufen empor.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Selbstanzeigen.

Was ich am Wege fand. Neue Folge. Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften u. s. w. im Text und auf Tafeln. Leipzig, Georg Wigand, 1905. 6 Mark.

Im Reiche Reuters. Leipzig, Georg Wigand, 1905. 2 Mark.

Vier Jahre sind es her, seit ich in der „Zukunft" meine „am Wege" gefundenen Essays über Arndt, Bismarck, Chasot, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Marschner u. s. w. anzeigte. Damals ahnte ich nicht, daß in verhältnißmäßig kurzer Frist eine neue Folge herauskommen würde. Die rege Theilnahme eines großen Leserkreises hat diesen zweiten Band, der, wie der erste, in sich abgeschlossen ist, ermöglicht. Das Andenken von Gleim, Klopstock und Herder wurde, wie erinnerlich, zur Wiederkehr ihres hundertsten Todestages gefeiert. Aus ihrem Leben und Schaffen weiß ich mancherlei Unbekanntes zu erzählen. Besonders sind es die beiden zuletzt genannten Heroen, die in ihren Beziehungen zu schönen und geistreichen Frauen uns näher treten. Klopstocks zweite Gattin Johanna Elisabeth und Herders intimste Freundinnen Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe, geborene Gräfin zur Lippe-Biesterfeld, und Sophie von Schardt, geborene von Bernstorff, sind höchst sympathische und interessante Charaktere, deren Briefe, Poesien und Lebensschicksale ein Stück Kultur- und Literaturgeschichte darbieten und auch von rein menschlichem Standpunkt aus fesseln. Die Selbstbekenntnisse namentlich der schaumburger Gräfin — mir anvertraut vom Fürsten zu Schaumburg-Lippe, während der heimgegangene Graf-Regent ihr Bildniß hergab — und der Frau von Schardt, die zum Katholizismus übertrat, bewegen unsere Herzen. Den selben Glaubenswechsel machten der Kunsthistoriker Karl Friedrich von Rumohr und der religiöse Maler Friedrich Overbeck durch, denen zwei weitere Kapitel gewidmet sind. Overbecks Vater, der lübecker Bürgermeister, erscheint hier wahrhaft groß. Eine ganz andere Persönlichkeit war der in Lübeck erzogene Markus Niebuhr, nachmals Kabinetschef Friedrich Wilhelms des Vierten. Bettinas Briefe an ihn kann man wohl als klassisch bezeichnen. Der Hamburger Johann Diederich Gries, als Uebersetzer des Tasso geschätzt, bildete viele Dezennien hindurch den geistigen Mittelpunkt in Jena; seine Verbindungen mit berühmten Zeitgenossen fördern und bereichern unsere Kenntniß des Kreises Derer um Goethe und Schiller. Von Skandinavien kommt die edle Gestalt des Frithjof-Sängers Esaias Tegnér nach Deutschland, das er mehrmals besucht hat; neben ihm sehen wir seine erste Uebersetzerin Amalie von Helvig, seinen besten Uebersetzer Gottlieb Mohnike in engem Verkehr und bedeutsamem schriftlichen Gedankenaustausch mit dem schwedischen Skalden. Weitere Abhandlungen, Früchte meiner Wanderungen im In- und Ausland, befassen sich mit Washington Irving und Adrian van Ostade, mit dem schlesischen Wallfahrtort Sankt Annaberg, mit den Totengebräuchen in England, mit einem altmünchener Mysterienspiel als Vorläufer der oberammergauer Passion. Auch dieser Band enthält zahlreiche Originalbilder und Faksimiles; da ist — um nur einige hervorzuheben — ein Portrait Herders von Angelika Kaufmann, eine Silhouette Klopstocks, ein Bildniß Overbecks, mehrere von Tegnér nebst Ansichten seines Wohnhauses und seiner Studirstube. Ich darf wohl erwähnen, daß diese

kleine Galerie von Portraits ausgezeichneter Männer und Frauen und die Nachbildung ihrer Schriftzüge bisher nirgends veröffentlicht worden ist.

Es sei mir gestattet, eine zweite Publikation, die gleichzeitig erschien, kurz zu skizziren. Sie befaßt sich mit dem Lieblingsschriftsteller unseres Volkes, Fritz Reuter. Vor dreißig Jahren starb er. Seine Werke werden jetzt, nach Ablauf der Schutzfrist, Allgemeingut. Am dreißigsten Todestage veranstaltete ich in der Aula der greifswalder Universität eine Gedächtnißfeier und Reuter-Ausstellung. Der Dichter hatte ja lange in Pommern gelebt und mit Greifswald, wo sein Werk „Kein Hüsung" herauskam, vielfache Berührung. Der Held von Reuters humoristischer Erzählung „Dörchläuchting", Herzog Adolf Friedrich der Vierte von Mecklenburg-Strelitz, war Rector Magnificentissimus der greifswalder Universität, die sein von ihm geschenktes Bildniß in Ehren hält. Es ziert auch mein Buch, das dieser merkwürdigen Persönlichkeit einen besonderen Abschnitt widmet. Danach führe ich die Verehrer Reuters recht eigentlich in sein Reich und gebe eine Fülle heiterer und ernster Erinnerungen, Dichtungen und Briefe. Möchte es mir gelungen sein, der großen Reuter-Gemeinde damit eine Freude zu bereiten. Zueignen durfte ich mein Reuter-Buch dem Reichskanzler Grafen Bülow.

Greifswald. Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Seine Freundin vom Brettl. Theo Gutmann, Berlin.

Auf den berliner Stadtbahnhöfen verboten! Oder vielmehr: das harmlose Buch ist gar nicht erst zum Verkauf für den berliner Bahnhofsbuchhandel zugelassen worden. Das ist nicht wunderbar. Sehr viele Gerichtsverhandlungen haben ja gelehrt, daß Bücher und Kunstwerke nicht nach Inhalt und Tendenz, sondern nach dem Buchstaben beurtheilt werden. Und hier ists das Milieu der Bohême, des Tingeltangels, des berliner Studenten-Lebens. Alles schon verdächtig. Doch soll in der anspruchslosen Geschichte nur bewiesen werden, daß es gerade durch einen energischen Ruck zur Thatkraft und durch den ernsten Entschluß zum Fleiß gelingt, den Gefahren des akademischen Lotterlebens und seinen seichten Freuden zu entrinnen; daher die leise Ironie im Inhalt. Nicht Jedem gelingts; aber der Held dieses Romans hat sich die nöthige Energie bewahrt, zumal ein Unglück, das er sich ohne eigene Schuld zuzog, seine Einkehr beschleunigt. Daß in einer solchen Geschichte die Zustände der studentischen Welt und der etwas schlüpfrige Boden des Artistenlebens deutlich gezeichnet werden mußten, lag in der Natur der Aufgabe.

Wilmersdorf. Julius Erich Kloß.

Lothar. Untergang einer Kindheit. Axel Juncker, Stuttgart. 3 Mark.

Außer den rein literarisch Interessirten möchte ich dieses Buch Denen anzeigen, die den biologischen Verschiedenheiten der Rassen nachforschen: der Roman schildert den Widerstreit zweier Blutströme, die in einem Mischling, statt sich zu besonders reicher Einheit zu verbinden, ihre ungestammten Tugenden und Laster durch den Kampf erst recht unversöhnlich hervortreten lassen. Ich möchte das Buch ferner den an der Judenfrage Interessirten vorlegen, Antisemiten wie Zionisten, die für ihren Haß und für ihre Liebe darin Argumente finden werden. In Lothar sträubt sich der harmlos schwärmerische mitteldeutsche Knabe gegen den im selben

Leib wohnenden überlegen sarkastischen Semitengeist; dann aber verachtet er wieder hochfahrend die dummen „Gojim", deren Gefühlsleben doch auch das seine ist. Auch die Entwickelung des gefährlich schillernden erotischen Lebens wird wesentlich durch den Rassenkonflikt beeinflußt und oft heftig erschüttert. An der Klärung seiner schwankenden Seele hindert den Knaben besonders die Schule mit ihrer das Leben des Hauses verfinsternden Brutalität. Und darum sei dies Buch auch allen Pädagogen und Eltern angezeigt. Schließlich noch Denen, die Mitteldeutschlands Ebenen lieben, ihren silbernen Strom, die schön gebauten alten Städte mit anmuthig fränkischer Sitte und im Hintergrunde die sanften Gebirge, in denen weiche melodische Sänge erklingen.

München. Oskar A. H. Schmitz.

Berlins drittes Geschlecht. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Eine Mark.

Als ich aufgefordert wurde, für die von Ostwald herausgegebenen „Großstadtdokumente" den Band zu bearbeiten, der das berliner Leben der Homosexuellen behandeln sollte, glaubte ich, mich diesem Wunsche nicht entziehen zu dürfen. Wenn ich auch das Ergebniß meiner Untersuchungen auf dem Gebiete der Homosexualität bisher nur in wissenschaftlichen Fachorganen, besonders in den „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen" publizirt hatte, so war ich doch lange darüber klar, daß die Kenntniß eines Gegenstandes, der mit den Interessen so vieler Familien aller Stände verknüpft ist, nicht dauernd auf den engen Bezirk der Fachkollegen oder auch nur der akademischen Kreise beschränkt bleiben würde und könnte. Ich habe mich nun bemüht, ein recht naturgetreues und möglichst vollständiges Spiegelbild von Berlins „drittem Geschlecht", wie man es vielfach, wenn auch nicht gerade sehr treffend, genannt hat, zu geben. Ich war bestrebt — ohne Schönfärberei, aber auch ohne Schwarzmalerei — Alles streng wahrhaftig, unter Vermeidung näherer Ortsbezeichnungen, so zu schildern, wie ich es zum größten Theil selbst wahrgenommen, zum kleinen Theil von zuverlässigen Gewährsmännern erfahren habe. Manchem wird sich hier eine neue Welt aufthun, deren Ausdehnung und deren Gebräuche ihn mit Erstaunen erfüllen werden. Man hat gelegentlich die Befürchtung ausgesprochen, durch populäre Schriften könnte für die Homosexualität selbst „Propaganda" gemacht werden. So sehr eine gerechte Beurtheilung der Homosexuellen angestrebt werden muß, so wenig wäre solche Propaganda zu billigen. Die Gefahr liegt aber nicht vor. Die Vorzüge der normalsexuellen Liebe, wie sie — um von vielen nur einen zu nennen — vor Allem im Glück der Familie zum Ausdruck gelangen, sind denn doch so gewaltig, die Nachtheile, die aus der homosexuellen Anlage erwachsen, so außerordentlich, daß, wenn ein Wechsel der Triebrichtung möglich wäre, er gewiß für die Homosexuellen, nicht aber für die Normalsexuellen in Betracht kommen würde. Thatsächlich hat aber die wissenschaftliche Beobachtung in Uebereinstimmung mit der Selbsterfahrung sehr zahlreicher Personen gelehrt, daß solcher Umschwung nicht möglich ist, da nichts dem Charakter und Wesen eines Menschen so adäquat und fest angepaßt ist wie die nach Ergänzung der eigenen Individualität zielende Richtung des Geschlechtstriebes. Ob und wie weit die Handlungen der Homosexuellen unter den Begriff von Schuld und Verbrechen fallen, ob und wie weit ihre Strafverfolgung zweckmäßig, nöthig, überhaupt möglich erscheint: diese Fragen möge der Leser selbst beantworten.

Charlottenburg. Dr. Magnus Hirschfeld.

Getreidehandel.

Friedrich August, der neue, doch nicht gerade mehr junge König von Sachsen, hat seine gute Stadt Chemnitz besucht und bei dieser Gelegenheit zwei Sätze gesprochen, deren erster unbestreitbar richtig ist, dereŋ zweiter als den Thatsachen entsprechend aber nicht anerkannt werden kann. Der König nannte Chemnitz ein zweites Manchester und die neuen Handelsverträge „eine große That für unser gewerbliches Leben". Wenn der in den Zeitungen veröffentlichte Bericht die Worte Seiner Majestät genau wiedergab und „groß" hier nicht nur den Sinn von „wichtig", „bedeutsam", sondern von „nützlich", „segenreich" haben soll, muß diesem Satz widersprochen werden. Das konnte, bei so festlichem Anlaß, der Oberbürgermeister Dr. Beck wohl nicht thun. Doch sicher weiß dieser Herr, daß die Verträge von der chemnitzer Industrie als eine Gefahr betrachtet werden und daß im Erzgebirge viele Fabrikanten, der Noth gehorchend, bereits den Entschluß gefaßt haben, auf österreichischem Gebiet Filialen zu errichten, weil sie keine andere Möglichkeit sehen, ihren Betrieb vor dieser Gefahr zu schützen. Und dennoch eine „große That"? Nachdem vor vierzehn Jahren die caprivischen Verträge eine „rettende That" genannt worden waren? Man muß die Dinge freilich nehmen, wie sie sind. Die Agrarparteien haben gesiegt; doch man sollte den Besiegten, den Fabrikanten und Kaufleuten, nicht zumuthen, ihre Niederlage nun auch noch als einen ihnen nützlichen Triumph rühmen zu hören. Gerade weil Chemnitz ein zweites Manchester geworden ist, klingen solche Worte recht seltsam. Auf dem Wege zum Industriestaat ist das Königreich Sachsen allen anderen Bundesstaaten vorangeschritten; eben deshalb wird es auch mehr als alle anderen unter den Vertragstarifen zu leiden haben, die den Getreidepreis erhöhen.

Unausbleiblich ist, daß der Getreidehandel — dessen Unternehmungluſt sich im Herbst wohl noch einmal mit aller Kraft regen wird — sich in seinem Wesen einigermaßen ändert und den neuen Verhältnissen anpaßt. Zwar ist nicht anzunehmen, daß wir den Umfang des Zwischenhandels sichtbar zusammenschrumpfen sehen werden. Roggen und Weizen sind ja keine Luxusartikel; das Brotkorn muß herbeigeschafft werden und auch die ausländischen Bezugsquellen bleiben einstweilen unentbehrlich. Eine andere Frage ist aber, ob die vielen arbeitsamen Kaufleute, die bisher auf diesem wichtigen Gebiet ihr Auskommen fanden, im Stande sein werden, ihr Leben fortzufristen. Das bezweifle ich. Den großen Händlern ist, wie mir scheint, die Aussicht auf die erhöhten Zölle eben so angenehm wie einst den großen Banken die auf das Börsengesetz. Und ich sehe nicht nur die selbe Wirkung, sondern auch die selbe Ursache. Die Gegner der freien Bewegung erschweren den Handel (dort in Effekten, hier in Getreide) absichtlich so sehr, schaffen so viele künstliche Hindernisse, daß die kleinen und mittleren Händler dagegen nicht aufkommen können. Sie erlahmen bald in diesem Kampf; und der Bereich, wo sie früher herrschten, fällt dann mühelos den Großen zu. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daß ungefähr drei Viertel aller Getreidehändler auf Bankierkredit angewiesen sind. So war es schon bisher, unter der Herrschaft der caprivischen Verträge, wo der Staat doch den Zoll drei Monate (und noch länger) unverzinslich stundete. Wie werden sich die Verhältnisse nun erst gestalten, wenn die Zölle um (im Durchschnitt) 40 Prozent erhöht und sofort baar zu bezahlen sind? Mitunter hatten die Importeure für ihre Waare schon Zahlung (inklusive Zoll) erhalten und brauchten trotzdem an die Behörden

noch nichts abzuführen. Im Allgemeinen aber muß den Mühlen monatlich, in Partien bis zu fünfhundert Sack, geliefert werden, ohne daß vorher Zahlung erfolgt. Nun werden auch noch die Lagerhäuser, städtische und andere, beseitigt, die den Händlern die Zollabfertigung wesentlich erleichterten; und von Transitlagern bleiben nur bestehen: Mannheim-Ludwigshafen (wegen des Durchgangsverkehrs nach der Schweiz), Hamburg-Altona (wegen des Verkehrs mit England, Frankreich u. s. w.), Danzig und Königsberg (weil da die deutsche mit russischer Waare gemischt wird). Ein Händler mittleren Schlages erhielt und verkaufte in Deutschland bisher ungefähr 20 000 Tonnen Weizen im Jahr. Darauf lag ein Zoll von rund 700 000 Mark, der nach und nach zu zahlen war. Wenn die neuen Verträge den Tarif bestimmen, sind für das selbe Quantum 1 100 000 Mark Zoll zu zahlen; und zwar sofort. Diesen beiden Neuerungen könnten mittlere Firmen nur mit äußerster Anstrengung genügen; und viele könnens gewiß überhaupt nicht. Gelänge es ihnen selbst, die Bankiers, mit denen sie arbeiten, zu einer so starken Steigerung des Kredites zu übereden, so würde durch Provision und Zinsen noch immer die ganze Kalkulation umgewandelt. Herr Dr. Koch, der Reichsbankpräsident, hat neulich dem auf 3 Prozent herabgesetzten Diskont eine Lebensdauer vorausgesagt, die vielleicht bis zum Oktober währen könne. Das wären auf Lombard 4, bei den Bankiers wohl auch 5 Prozent; ändern sich aber die Geldverhältnisse, dann kann der Getreidehändler plötzlich gezwungen sein, 6 Prozent Zinsen zu zahlen. Dann aber ist dem Kleinen die Konkurrenz mit dem Riesen unmöglich, der mit großen Summen eigenen Geldes arbeitet und außerdem jeden wünschenswerthen Kredit erhält. Potente Leute ziehen ja ruhig auf ihre Bankverbindung und bringen die Wechsel dann auf offenem Markt zum Privatsatz an, bei einer offiziellen Rate von 3 also zu $1^3/_4$ Prozent. Unter den neuen Verhältnissen wird, nach meiner Ueberzeugung, kaum der vierte Theil der heute im Getreidehandel Thätigen sich zu halten vermögen. Drei Viertel wird der Strudel verschlingen; ein Bischen früher oder später: die Großen werden auch hier das Terrain der Kleinen erobern. Und ich glaube nicht, daß wir Grund haben, uns der Aussicht auf diese Entwickelung zu freuen.

Die Frage, ob sie das allgemeine Wohl fördert, mag einstweilen unerörtert bleiben. Bedenklich ists immer, wenn vielen Menschen das Geschäft verdorben wird, das sie so lange ernährt hat. Mir scheint aber sehr möglich, daß auch den Landwirthen der neue Zustand recht unangenehme Ueberraschungen bereiten wird. Wenn die großen Händler noch größer werden und auf den Wettbewerb Kleinerer keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchen, können sie sich in aller Stille organisiren, zu Abwehrmaßregeln und Umgehungmanövern rüsten und zu einem Gegner werden, den auch die vereinigten Agrarier nicht verachten dürfen. Die Reichstagsmehrheit hat eines Tages die Bestimmung aufgehoben, wonach deutsche Fonds bei der Reichsbank zu Vorzugsbedingungen (zum Wechseldiskont, statt zum Lombardzinsfuß) beliehen werden konnten. Dieser Beschluß hatte den Zweck, die leichte Geldbeschaffung zu hindern und der Spekulation das Leben möglichst zu erschweren. Was aber war die Folge? Unumschränkte Herrschaft der Aktienbanken über den gesammten Anlagemarkt. Diese Ueberraschung kann sich auch auf anderem Gebiet wiederholen. Die Erhöhung der Zölle genügt Vielen noch nicht: der Handel soll auch dadurch, daß man ihm die Zollkredite entzieht, eingeengt werden. Die Grundbesitzer werden vielleicht zu spät merken, daß sie für eine Legion schwächlicher Widersacher eine ganz kleine

Schaar baumstarker und höchst smarter Männer eingetauscht haben, die mit ihren Millionen ernste Kämpfe zu führen verstehen. Das wäre für den Getreideproduzenten gewiß kein Vortheil. Auch an Bündnissen wirds in diesem Krieg wahrscheinlich nicht fehlen. In den Centren des Getreidehandels werden sich vermuthlich Mittelfirmen, die allein zu schwach wären, zu einer Achtung gebietenden Macht vereinen.

Die Gelegenheit, solche erworbene Macht fühlen zu lassen, bietet sich nicht so selten, wie der Uneingeweihte glaubt. Wer diese Verhältnisse beurtheilen will, muß zunächst bedenken, daß für Getreide der Weltmarktpreis nicht in Deutschland, sondern in London gemacht wird. Dort, wo der größte Bedarf zu decken ist (namentlich für England selbst, das ja seine große Industriebevölkerung zu ernähren hat), wird den Märkten der Preis diktirt. Frankreich, das die Ehre hatte, wegen seines hohen Zollschutzes vom Reichskanzler gerühmt zu werden, kann seinen Weizenbedarf fast ganz aus eigener Produktion decken; der Import dient meist, da das französische Produkt zu weich ist, nur zur Verbesserung der Qualität. Durch diesen Hinweis auf Frankreich, der aus mangelhafter Sachkenntniß hervorging, hat Graf Bülow also jedenfalls kein Anrecht auf die Marmorbüste des Kaisers erworben ... Aber ich wollte ja nur zeigen, wie gefährlich den Agrariern eine Entwickelung werden kann, die im Getreidehandel die Macht der Großen noch beträchtlich vermehrt. Nehmen wir den (gar nicht so seltenen) Fall, Rußland, die Vereinigten Staaten und Argentinien hätten eine sehr gute Ernte; dadurch könnte der Weltmarktpreis so herabgedrückt werden, daß auch unser erhöhter Schutzzoll gegen diesen Druck nichts vermag. (In Parenthese: Rußland brauchte in diesem Konzert nicht einmal mitzuspielen; denn die unvermeidlichen sozialen Reformen werden im Zarenreich das Niveau der Volksernährung heben, den eigenen Verbrauch also steigern und die Exportziffer erniedrigen.) Der deutsche Großgrundbesitzer bekäme dann für sein Getreide also beträchtlich weniger, als er erwartet hatte; und die Geschwindigkeit der paar starken Autokraten des Getreidehandels könnte bei solchem Druck aus der Ferne mit empfindlich fühlbarer Kraft nachhelfen. Ein anderer Fall. Wenn Deutschland eine Mißernte hätte, würde wohl auch der Preis des fremden Roggens und Weizens steigen; von dieser Steigerung hätte der deutsche Produzent dann aber keinen Gewinn. Graf Caprivi hat nach einer schlechten Ernte bekanntlich die Zölle zum Theil beseitigt. Ein dritter Fall. In den achtziger Jahren hatten die Russen einmal eine so reichliche Roggenernte, daß der Preis auf 70 sank; und da Deutschland der weitaus größte Roggenkonsument ist, konnten wir damals die Bedingungen diktiren und das Ausland hatte den Zoll zu tragen. In normalen Zeiten ist aber über die Erwägung nicht hinwegzukommen, daß wir auf den russischen Roggen angewiesen sind. Ich glaube nicht einmal, daß wir unseren Weizenbedarf aus eigener Produktion decken könnten, selbst wenn die Utopie eines ins Riesenhafte ausgedehnten Körnerbaues Wirklichkeit würde. Nicht nur auf die Quantität kommts ja schließlich an, sondern auch auf die Qualität; und man verräth wohl kein Geheimniß der Landesvertheidigung, wenn man auf die Thatsache hinweist, daß der einfache Mann gewöhnlich reinen, ungemischten deutschen Weizen nicht vertragen kann, daß dieser Weizen also, wenn er Massenabsatz finden soll, mit fremdem gemischt werden muß. Nur auf solche Mischung sind auch unsere Mühlen eingerichtet; und bisher habe ich selbst aus dem Munde der wildesten Agrarfanatiker noch nicht die Absicht gehört, die neue Aera durch den Bau neuer Mühlen zu feiern.

Der importirende Kaufmann hat nicht nur darauf zu sehen, daß er mit einem Lande von hoher Produktivkraft zu thun hat; auch auf ehrliche Solidität ist er angewiesen. Da es sich sehr oft um Abschlüsse in erst künftig zu erntendem Getreide handelt, ist die Sicherheit der Lieferung natürlich die Hauptsache. In den Vereinigten Staaten (Schwindelfirmen giebts, wie überall, auch dort freilich) ist im Allgemeinen die Ausfuhr an feste, streng beobachtete Regeln gebunden. In Argentinien haben englische und deutsche Häuser längst für anständige und saubere Formen im Weizen- und Maisgeschäft gesorgt. Schlimmer siehts in Rumänien aus. Die eigens zu diesem Zweck hingesandten Kundschafter haben mit aller Mühe kaum drei zuverlässige Exporteure zu entdecken vermocht; und die Gründung neuer Häuser wird, wenn sie von Westeuropäern geplant ist, durch ein von edlem Sinn erdachtes und von noch edlerem ausgeführtes Fremdengesetz verhindert oder wenigstens ungemein erschwert. Rußland bietet dem untersuchenden Blick wieder ganz andere Verhältnisse. Odessa, einst die Hauptstadt des russischen Getreidehandels, soll recht unsicher geworden sein. Im Uebrigen lauten die Censuren: Petersburg ziemlich gut, Riga und Reval solid, Libau höchst zweifelhaft. All diese Umstände muß der Importeur erwägen.

Die Position Mehl ist durch den Zoll von 12½ Mark mit einem so hohen Wall geschützt, daß an Import gar nicht zu denken ist. Sonst würden die Amerikaner Deutschland (wie längst schon den ganzen Osten Asiens) mit diesem Halbfabrikat überschwemmen. Interessant wäre mir, zu erfahren, ob die Führer der Landwirthe nicht einen schweren Seelenkampf zu bestehen hatten, ehe sie ihre Beschlüsse in puncto Mais faßten. Der Maiszoll ist beinahe aufs Doppelte erhöht worden; und doch ist Mais dem deutschen Landwirth als Viehfutter sehr willkommen. Auch an seine Verwendung zu Brennzwecken war doch zu denken. Freilich möchte der deutsche Spiritusbrenner Aues der heimischen Kartoffel verdenken.

Man soll nicht prophezeien. Wer aber zur Schwarzseherei neigt, kann drei üble Wirkungen der neuen Handelsverträge heute schon feststellen. Erstens wird die Ernährung des deutschen Volkes vertheuert. Zweitens verliert die Industrie, die unter solcher Vertheuerung ja am Meisten leidet, noch manches Absatzgebiet, weil wir den Getreide exportirenden Ländern für unseren beträchtlich erhöhten Agrarzoll ja vielfach höhere Fabrikatzölle zugestanden haben. Drittens hilft das neue Zollsystem diesen Ländern zur Gründung oder wesentlichen Stärkung von Industrien, die, wenn sie erst zur Vollkraft erwachsen sind, unserer Ausfuhr neue, meist unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Das Alles ist oft erörtert worden und entspricht, wie gesagt, pessimistischer Auffassung. Daß die Hauptländer der Agrarproduktion nicht mit dem Nachweis zu beruhigen waren, Deutschland selbst trage ja die hohen Zölle die auf die landwirthschaftlichen Importartikel gelegt sind, kann ich nicht als ein Zeichen der besonderen Geschicklichkeit unserer Unterhändler betrachten. Manches Interesse der Industrie konnte wohl besser gewahrt werden. Ganz leicht hats Der freilich nie, der als Erster die Aenderung internationaler Verträge fordert.

Ein Trost ist uns geblieben: der Einfuhrzoll auf Thee wird ermäßigt. Boshafte Leute behaupten, auch diese Ermäßigung wäre uns nicht beschieden, wenn der Thee nicht mit Zucker versüßt würde. Nur die Hoffnung auf erhöhten Zuckerkonsum, sagen diese Agrarierfeinde, hat uns die Ermäßigung des Theezolles eingebracht; denn unsere Großgrundbesitzer bauen zwar Zuckerrüben, haben aber einstweilen noch keine Plantagen, auf denen Ceylonthee, Pekoe oder Souchong zu ernten ist. Pluto.

Drei Briefe.

1. Herr Dr. Max Grüß schreibt mir aus Wien:

„Sehr verehrter Herr Harden, ich glaube, es wird von Interesse sein, wenn Sie folgender Mittheilung zu größerer Publizität verhelfen. Im Frühjahr erschien der Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Mathilde Wesendonck und wurde seitdem eifrig gelesen und besprochen. Keinem der Rezensenten scheint aufgefallen zu sein, daß sich Professor Golther, der Herausgeber, in Wagners Brief an seine Schwester Kläre, den er in der Vorrede publizirt, eine kleine Retouche erlaubt hat. Er hat nämlich eine Stelle des Briefes weggelassen, die für das Urtheil über die Beziehungen Otto Wesendonck-Mathilde-Richard Wagner von höchster Wichtigkeit ist. Ich bemerke, daß die Auslassung dieser Stelle mit zwei Punkten markirt ist, die man leicht genug übersehen kann, die auch nicht die Ausdehnung der weggelassenen Stelle erkennen lassen, die überhaupt nicht verrathen, daß Wichtiges weggelassen wurde. Für künftige Wagnerforscher wird der Briefwechsel Wagner-Wesendonck ein Quellenwerk sein; wer aber wird sich wohl entsinnen, daß der Brief Wagners an seine Schwester Kläre in der ‚Täglichen Rundschau' veröffentlicht war, und ihn mit dem Brief, den Professor Golther mittheilt, vergleichen? Die weggelassene Stelle lautet: ‚Dieser (nämlich Otto Wesendonck) konnte der offenen Unumwundenheit seiner Frau gegenüber nicht anders, als bald in wachsende Eifersucht verfallen. Ihre Größe bestand nun darin, daß sie stets ihren Mann von ihrem Herzen unterrichtet hielt und ihn allmählich bis zur vollsten Resignation auf sie bestimmte. Mit welchen Opfern und Kämpfen Dies nur geschehen konnte, läßt sich leicht ermessen: was ihr diesen Erfolg ermöglichte, konnte nur die Tiefe und Erhabenheit ihrer von jeder Selbstsucht fernen Neigung sein, die ihr die Kraft gab, ihrem Mann sich in solcher Bedeutung zu zeigen, daß Dieser, wenn sie endlich mit ihrem Tode drohen konnte, von ihr abstehen und seine unerschütterliche Liebe zu ihr dadurch bewähren mußte, daß er sie selbst in ihrer Sorge für mich unterstützte. Es galt ihm endlich, sich die Mutter seiner Kinder zu erhalten, und um der Kinder willen — die ja uns Beide auch am Unüberwindlichsten trennten — fügte er sich in seine entsagende Stellung. So, während er von Eifersucht verzehrt war, wußte sie ihn wieder so für mich zu interessiren, daß er, wie Du weißt, mich oft unterstützte; als es endlich galt, mir nach Wunsch ein Häuschen mit Garten zu verschaffen, war sie es, die es mit den unerhörtesten Kämpfen über ihn gewann, für mich das schöne Grundstück neben dem seinigen zu kaufen. Das Wundervollste aber ist, daß ich eigentlich nie eine Ahnung von den Kämpfen hatte, die sie für mich bestand: ihr Mann mußte sich, ihr zu Liebe, mir stets freundlich und unbefangen zeigen; nicht eine finstere Miene durfte mich aufklären, nicht ein Haar durfte mir gekrümmt werden; heiter und wolkenlos mußte über mir der Himmel sich wölben, sanft und weich sollte mein Schritt sein, wo ich ging.' Es ist klar, weshalb der wagnerorthodoxe Herausgeber der Briefe diesen, wie Sie, verehrter Herr Harden, zugeben werden, wichtigen Absatz weggelassen hat. Um die Beziehungen Otto Wesendonck-Mathilde-Wagner sollte sich ein idealistischer Heiligenschein wölben und nichts daran erinnern, daß es in diesem Verhältniß Komplizirtheiten gegeben hat, die etwas Irdisches an sich tragen, und es einen Moment gab, wo Otto Wesendonck auf seine Gattenrechte verzichten mußte. Aus dem Buch selbst geht Dies sonst nirgendwo hervor; Wagners Brief an seine Schwester Kläre ist die einzige authentische Quelle. Den Versuch Golthers, Wasser aus dieser Quelle abzuleiten und

seitwärts unbemerkt im Sande verrinnen zu lassen, kann ich nicht loben. Die Philologentreue und Gewissenhaftigkeit hat hier den geschätzten Historiker im Stich gelassen."

II. Herr Peter Gast schreibt mir aus Weimar:

„Gestatten Sie, verehrter Herr Harden, daß zur Abwechselung auch ich Ihnen eine Erwiderung liefere. Herr Dr. Gutjahr behauptet nochmals, daß ihm von Friedrich Nietzsches Mutter doch erzählt worden sei, ihr Gatte habe schon Jahre lang vor dem Sturz von der Treppe des röckener Pfarrhauses ‚seine Zustände gehabt'. Herr Dr. Gutjahr betheuert Dies in der Annahme, daß wir im Nietzsche-Archiv die Möglichkeit abwiesen, Nietzsches Mutter könne diese Aeußerung gegen ihn gethan haben. Darum handelt es sich aber nicht, sondern darum, daß diese einzig dastehende Aeußerung mit allen früheren der Mutter Nietzsches nicht übereinstimmt. Zu mir, der ich die Frau Pastor seit 1877 kannte, hat sie mehrmals Gelegenheit gehabt, von ihrem Leben im röckener Pfarrhause zu sprechen und ausdrücklich zu betonen, daß ihr Gatte bis zu eben jenem Sturz (August 1848) sich stets der ungestörtesten Gesundheit erfreut habe, er überhaupt nie zuvor krank gewesen sei. Der selben Ansicht war die gesammte Verwandtschaft beider Gatten. Auch hat sich Nietzsches Mutter in Briefen immer nur in diesem Sinn ausgesprochen; in einem Brief an Herrn Professor Franz Overbeck vom siebenten Januar 1890 (der mir in einer basler Kopie vorliegt) protestirt sie dagegen, daß in einem Gutachten der jenaer Landesirrenanstalt die geistige Erkrankung ihres Sohnes als ererbt hingestellt wird, während sie doch den Anstaltärzten schon öfters gesagt habe, daß ihr Mann immer gesund gewesen und nur in Folge jenes Sturzes, also vier Jahre nach Friedrich Nietzsches Geburt, erkrankt und schließlich hirnleidend geworden sei. Herr Dr. Gutjahr kann uns unmöglich verdenken, daß wir diese vielfachen Zeugnisse uns gegen seine isolirt dastehende Aussage immer wieder ins Gedächtniß rufen, zumal wenn wir an den Unfug erinnert werden, den die psychiatrische Talentlosigkeit Deutschlands mit ihr schon getrieben hat. Eben so wenig kann man uns verdenken, daß wir zu der Ansicht neigen, dieser Aussage möchte doch wohl entweder ein Mißverständniß zu Grunde liegen oder die alternde Frau Pastor durch die viele Trübsal ihrer letzten Jahre, durch Einreden von verschiedenen Seiten in ihrer Ueberzeugung endlich wankend und nachgiebig geworden sein. Auf alle Fälle hat Herr Dr. Gutjahr den Ausdruck ‚seine Zustände haben' und ‚in Zustände gerathen', den Frau Pastor Nietzsche ihm gegenüber gebrauchte und dem er und Dr. Moebius einen Stich ins Epileptische geben, nicht richtig aufgefaßt. Der Ausdruck war eine stehende Redensart in der Familie Nietzsche und galt für freudige, aber auch für mißfällige Empfindungen. So heißts in einem Familienbrief von 1843: ‚Tante Riekchen gerieth über Ludwigs Verlobung in alle Zustände'. Das heißt: in ein wortloses Entzücken. Eben so sagte man von einem Zornigen: ‚Er geräth vor Erregung in alle Zustände'. Daß übrigens das Gedächtniß des Herrn Dr. Gutjahr nicht immer genau reproduzire, glaubt Frau Dr. Förster-Nietzsche daraus entnehmen zu müssen, daß er aussagt, vier Jahre lang der Arzt ihrer Frau Mutter gewesen zu sein. Er habe sie im Juli 1894 kennen gelernt, jedoch noch nicht als sie behandelnder Arzt; vielmehr sei er nur gerufen worden, um vereint mit Frau Dr. Förster-Nietzsche die Mutter zu bestimmen, mit dem kranken Nietzsche in eine freigelegene Wohnung zu ziehen; statt dies Vorhaben aber zu unterstützen, habe er dessen Ausführung als für Nietzsche nicht gerade nöthig hingestellt und damit erreicht, daß Alles beim Alten blieb. Wenn ich recht sehe, schreibt sich von da her eine gewisse Animosität zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und Herrn Dr. Gutjahr, die es Nietzsches Schwester schwer macht, ihn als nicht befangenen Zeugen gelten zu lassen."

Den selben Gegenstand (den Streit, den der im letzten Januarheft veröffentlichte Legendenartikel entstehen ließ) behandelt ein Brief der Frau Förster-Nietzsche, in dem behauptet wird, Herr Dr. Gutjahr, der letzte Arzt der Frau Pastor Nietzsche, habe nur „wie mindestens vierzig Verwandte und Freunde, die liebenswürdige Einbildung", der Vertraute der alten Dame gewesen zu sein; er sei gerufen worden, um dem kranken Friedrich Nietzsche, „der sich unbeschreiblich nach Licht und Sonne sehnte," in eine bessere Wohnung zu helfen, habe den Auftrag aber nicht ausgeführt; und er wolle in seinem (am achtzehnten Februar hier abgedruckten) Brief andeuten, Frau Förster habe in der Nietzsche-Biographie wider besseres Wissen falsche Angaben gemacht. Bevor ich die Entgegnung des Angegriffenen mittheile, will ich erwähnen, daß die Vermuthung der Frau Förster, Herr Dr. Moebius habe in der zweiten Auflage seines „Nietzsche" über die Krankheit des Philosophen Anderes als in der ersten gesagt, falsch ist.

Herr Dr. Gutjahr schreibt mir aus Naumburg:

III. „Ich weiß nicht, wo Frau Dr. Förster-Nietzsche in meiner letzten Erklärung den Grund zu der Annahme findet, daß ich vielleicht mit meinen Worten nur ‚andeuten' möchte. In der Erwartung eines ‚Verlinderns und Verkritzelns' habe ich mich bemüht, kurz und deutlich zu sein. Und will es auch jetzt sein. Der für die Sache belanglose Handel um die Jahre und Monate meines ärztlichen Wirkens im Hause Nietzsche oder meiner Vertrauensstellung zur Mutter erscheint mir zu frauenhaft, um damit den Leser zu ermüden. So kann ich mir auch gefallen lassen, daß man, gleich verallgemeinernd, glaubt, bei diesem Handel ‚ungenaues Reproduktionvermögen und inkorrektes Gedächtniß' des Gegners gewonnen zu haben. Da aber, wo es die Mutter gilt, stützen mein Gedächtniß und Reproduktionvermögen gewichtige Briefe und Aufzeichnungen. Sie beweisen, daß bei der Abfassung der Biographie Frau Dr. Förster-Nietzsche den Korrekturen der Mutter wiederholt die schuldige Beachtung versagt hat. Unter den ‚vierzig Verwandten und Freunden' war ich es allein, dem die Mutter sich anvertraute, und zu der ‚liebenswürdigen Einbildung' gesellte sich damals die erschütternde Thatsache: Volle Vereinsamung und unsagbarer Herzenskummer einer der besten Mütter. Das Pathos dieser Worte wird begreiflich, wenn man weiß, wie oft bei dem Lesen der Nietzsche-Biographie die Frage laut wird: Wo bleibt die Mutter? Falsch ist die Darstellung des beabsichtigten Wohnungwechsels. Er war nicht der Grund meiner Berufung, nicht die Ursache einer Animosität zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und mir. Als man glaubte, an der Wohnung und Pflege des kranken Denkers mäkeln zu dürfen, berief ich sofort, im Einverständniß mit der Mutter, den früheren Arzt, Herrn Professor Binswanger, an das Krankenlager; und unter den von diesem Sachverständigen immer wiederholten Worten: ‚Tadellos', ‚bewundernswerth' verlief die Prüfung der Wohnung und Wartung. Zurückzuweisen ist darum auch die Behauptung von der ‚unbeschreiblichen Sehnsucht des armen kranken Bruders nach Licht und Sonne.' Die geistige Umnachtung Nietzsches war schon damals so tief, daß eine solche Empfindung oder gar ihr Ausdruck ganz ausgeschlossen war. Licht und Sonne: er hatte Beides in vollem Maß; und noch so viel, viel mehr, was nur eine Mutter geben kann. Bestand eine Animosität zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und mir, so war es — der Beweis steht immer zu Diensten — nur ein Intermezzo. Meine Gefühlswelle ist nie so hoch gestiegen. Den Grund aber, eine Beschuldigung der Mutter und meine Abwehr, möchte ich in seinen Einzelheiten verschweigen, so lange es geht. Und damit Basta. Mein quos ego: ich habe es wahrlich lange, vielleicht schon allzu lange zurückgehalten."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Nervenschwäche
der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

Poetko's alkoholfreien Äpfelsaft naturrein, aus edlem frischen Obst, unbegrenzt haltbar, nicht zu verwechseln mit **Pomril** u. ähnl. **minderwertigen** Erzeugnissen, versendet pro Fl. 50 Pf. exkl. Glas und Kiste, von 15 Fl. aufwärts gegen Kas e

Ferd. Poetko, Guben 18.

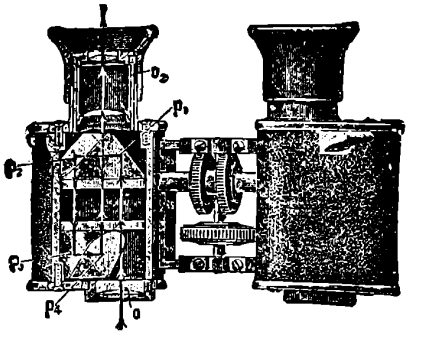
Grösste Apfelweinkelterei Norddeutschlands.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Höchheim a. M.

Lesser & Liman Begründet 1862.

Auskunfts- und Inkasso-Bureau
Berlin W. * Frankfurt a. M. * Hamburg * Wien
erteilt Auskünfte über Geschäfts- und Creditverhältnisse. Vorzüglichste Verbindungen an allen Plätzen der Erde. Man verlange Prospekt.

Goerz-Trieder-Binocles



Für Theater, Jagd, Reise, Sport und Militärdienst. Unübertroffen an Bildschärfe. Viermal grösseres Gesichtsfeld als Operngläser alter Construction. In vielen Armeen eingeführt und amtlich empfohlen. In Tragen und Handhabung bequem. Erhältlich bei den Optikern aller Länder und bei

Optische Anstalt **C. P. Goerz** Aktien-Gesellsch.

Berlin-Friedenau 56.

LONDON NEW YORK PARIS

Kinder-leichte Handhabung

Emil Wünsche AKT. GES. für PHOT. INDUSTRIE.
REICK bei Dresden.

Neueste Schlitz-Verschluss-Camera: Victrix
gedeckter Aufzug
Nur ein Handgriff für Aufzug und alle Schlitzbreiten.

ALLE ARTEN KLAPP- & FILM-CAMERAS.
NEUESTE MODELLE.
Man verlange Preisliste.

Heilstätte für Herz- und Nervenkranke
Tauenzienstr. 19B. BERLIN W., Tauenzienstr. 19B.
Dr. med. Tilliss Apparate neuester Construction. Prospekte auf Verlangen.

Dr. med. A. Smith'sches
Ambulatorium für **Herz-** und **Nervenkranke**
Köln * BERLIN W. 66, Potsdamerstr. 52 * Hamburg
Funktionelle Untersuchung und Behandlung.
Ausführliches im Prospekt (frei).

TELEPHON: AMT VI, 24. BERLIN SW. PROSPEKTE GRATIS!

Sanatorium Königgrätzerstrasse 105

Lage mitten im Garten in grösster Ruhe :: Leitender Arzt Dr. med. PRITZEL.

Vornehme, erstklassige Heilanstalt mit 65 Krankenzimmern :: Gesellschaftsräume :: Badeabteilung für Wasser- und Lichtbehandlung :: Räume für Gymnastik und Elektrotherapie :: 2 Operationssäle :: Dampfheizung :: Elektr. Beleuchtung :: 2 Fahrstühle :: Vorzügliche Küche :: Diätkuren jeder Art :: 3 Anstaltsärzte, von denen ständig einer anwesend ist.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Inh. **Carl H. Hintze,** Großherzogl. Sächsischer u. Badischer Hoflieferant. Flügel- u. Pianino-Fabrik. Pianinos von 400 M. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 M. ꝛc. Flügel von 950 M. an. Gebrauchte Pianinos 250 M. Gebrauchte Flügel ca. 950 an, darunter **Bechstein, Biese, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons,** auch billig zur Miete, neu und gebraucht, event. ohne Transportkosten. Große Auswahl. Kulante Zahlungsbedingungen. Illustr. Katalog gratis und franko.

Zur gefl. Beachtung.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei, betr.

„Aus fremden Zungen"

Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands

Herausgegeben von **Richard Schott** Vierteljährl. 6 Hefte 3.– M.

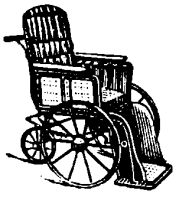
Verlag Dr. jur. P. DEMCKER, BERLIN W. 15, Fasanenstrasse 39.

Der eben beginnende 15. Jahrgang bringt die neuesten Werke von Marcel Prévost, Maxim Gorki, Pierre Loti, Gabriele d'Annunzio, Selma Lagerlöff usw.

Schramm & Echtermeyer DRESDEN Landhausstraße 27 Circa 400 Sorten **Cigarren** Habana-Import.
Gegründet 1835 .·. Lieferanten vieler Hofhaltungen und Offiziers-Kasinos.
Seit 70 Jahren durch reellste Bedienung und billigste Preise bekannt!

Billige Briefmarken. Preisliste gratis.
Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria.

Abschriften, Masch.-Diktate, Stenogramm, im Hause u. außerh. Vervielfält.
HENNY REWALD, BERLIN S. 42, Prinzenstr. 84.



KRANKEN-
Fahr- und Ruhestühle, verstellb. Keilkissen usw.
R. JAEKEL's
Patent-Möbel-Fabrik
BERLIN, Markgrafenstr. 20.
Preisliste IV. gratis und franko.

Referendar u. Dr. jur. Vorbereitung
Persönliche Anfragen täglich 11—12½ Uhr.
Dr. Wittstein, Berlin N., Tieckstrasse 37 pt.

Herz, In Sklavenketten
reich illustriert M. 4.—.
Reich illustrierter Katalog über mittelalterliche Rechtspflege, Flagellantismus, Strafen, Inquisition, Mönchs- und Nonnenwesen, etc. 50 Pf. in Marken.
Jaeger-Versand, Leipzig-Probstheida 15.

HERREN
nehmen zur Kräftigung
Yumbehoa-Elixir
Vorräthig à Fl. 3 Mk. in der
MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG. 178
Depot in Berlin: Salamonis-Apotheke.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schlossbrauerei Schöneberg
Schöneberg b. Berlin W.
Telephon: Amt IX, No. 5018 und 5424.
liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen und Siphons für den Familiengebrauch
30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3.—
30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3.—
30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3.—
Pfand pro Flasche 10 Pfg.
Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen), welchen ein mässiger Alkoholgehalt gegenübersteht.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 50. Bande der „Zukunft"
(Nr. 14—26. II. Quartal des XIII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** entgegengenommen.

Kurt Schaefer
BERLIN W. * Kronenstr. 49 I.
Cotillon- und Carneval-Artikel.

FRANKREICH bietet sein edelstes Produkt DEUTSCHLAND dar!

Enorme Mengen erlesener Gewächse
der Champagne kauften wir zur Herstellung
unserer Marke **HENKELL TROCKEN**
im Januar 1905
gleich in früheren Jahren in Frankreich ein.

HENKELL & Co.,
gegründet 1832 **MAINZ.**

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von W. Bernstein in Berlin.